

3. Jahrgang. • Heft 10. • Januar 1905.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Schlesisches Städtewesen im Mittelalter. Von A. Mücke, Justizrat, Kreuz- burg O.S.	639
Die Weichsel und ihre ober-schlesischen Nebenflüsse. Von Max Krause, Plesß	650
Die Entwicklung des Postamts Kattowitz (Oberschlesien). Von Kutsche, Postinspektor	661
<hr/>	
Im Tal der Jugend. Erzählung von Marie Klerlein	680
<hr/>	
Umschau Oberschlesien im Dezember 1904	700
<hr/>	
Chronik	711

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

3. Jahrgang. • Heft 10. • Januar 1905.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S.,
entgegen.

Schlesisches Städtewesen im Mittelalter.

Von

A. Mücke, Justizrat, Kreuzburg O.-Schl.

Zwischen Schlesien und Polen, da wo der kleine Bach Prosna die Länder scheidet, ragte im frühen Mittelalter ein unwegsamer Grenzwald. Er war mit seinem Sumpfund und den Verhauen, die darin angelegt wurden, der Landeschutz gegen feindliche Einfälle. Als im 13. Jahrhunderte Schlesien unter den Piasten mit deutschen Ansiedlern besetzt wurde, entstand am Binnenrande dieses großen Waldes die deutsche Stadt Konstadt. Zwei Meilen oberhalb wurde durch die Kreuzherren vom roten Stern die Kreuzburg gegründet, dazu eine Stadt mit deutschem Recht.

So schildert unser Landsmann Gustav Freytag in seinen „Erinnerungen“ die Gründung unserer Heimatstadt, die auch die seinige war, indem er dabei betont, daß er als Schlesier, als „Kind der polnischen Grenze“ geboren sei und so früh gelernt habe, sein deutsches Wesen, im Gegensatz zu fremdem Volkstum zu lieben. Und fürwahr! Mehr oft als die äußeren Geschicke eines Landes oder Ortes ist für jeden denkenden Beobachter die innere Geschichte seines Entwicklungsganges anziehend und lehrreich, für den Bewohner des Landes oder Ortes aber zugleich auch noch erhebend und erfreulich.

Da, wo früher dichter Wald, wüste Heide und Waldsümpfe meilenweit sich dehnten und der Bär und das Elen und Herden von Wildschweinen hausten, wo Biber und Falken den Fürsten und Herren des Landes teurer waren als ihre Leibeigenen, die unfrei als Landbebauer und geknechtet, bedrückt und zinspflichtig als Handwerker lebten, wo die Dörfer eine Anzahl nackter Hütten auf dem Ackerlande und die Städte eine etwas größere Anzahl ähnlicher Hütten, nur mit einem Graben und Pfahlwerk umgeben, die Bewohner beider aber durch die Willkür und den Druck ihrer Herren geschwächt, ohne Hoffnung und Arbeitslust lebten, da dringt das deutsche Recht und die Freiheit, durch den freien deutschen Bauer und Bürger hineingetragen, erlösend und belebend vor. Deutsche erobern das Land nicht im Kriege mit dem Schwerte, sondern nehmen als Bauern mit dem Pfluge und der Egge, als Bürger, mit dem Webstuhl und dem Meißel, insgesamt geeint durch freie Ordnungen und Innungen, friedlichen Besitz von dem Lande. Ein Kapitel aus diesem Teile der Kultur- und Rechtsgeschichte unserer Heimatsprovinz ist es, das nachstehend vorgeführt werden soll.

Fast alle schlesischen Städte verdanken ihre Entstehung und jedenfalls ihre soziale und geschichtliche Bedeutung dem Privilegium der Anlegung nach deutschem Recht. Wie bekannt, war Schlessien bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts fast ausschließlich von Slaven bewohnt. Die Piasten, ein uraltes polnisches Fürstengeschlecht, saßen in mehreren ererbten Fürstenthümern in Schlessien und hielten einen zahlreichen polnischen Adel und durch diesen ein vielgeplagtes, mit Herrendiensten und Abgaben überlastetes unfreies Volk in ihrer Botmäßigkeit. Die ursprüngliche Abhängigkeit der piastischen Herzöge, die unter der Oberhoheit des Stammesältesten, des Großfürsten, Schlessien als ein zum großen polnischen Reiche gehöriges Land regieren sollten, ging bald verloren. Die drei fürstlichen Brüder Boleslaus I, Miecislau und Konrad, denen von ihrem Oheim Boleslaus IV. von Polen Schlessien halb freiwillig, halb gezwungen überlassen wurde, machten sich hauptsächlich durch deutsche Unterstützung unabhängig vom Großfürsten, waren aber dadurch zugleich genötigt, zu ihrem Schutze deutsche Ritter und bald darauf auch deutsche Bürger und Bauern in ihr Land zu ziehen.

„Das Land war“, so schildert unser Landsmann Gustav Freytag wiederum so treffend, „nicht stark bevölkert und arm an Kapital und Arbeitskraft. Was die Landschaft freiwillig dem Menschen gab, mußten die Landbewohner für ihre gestrengen Herren, den Edelmann oder Kastellan des Herzogs, zusammentragen, sie hatten zu zinsen: vom Wasser die Fische, von der Heide den Honig, vom Ackerland Garben und Geld, fuhren und

Dienste; sie waren größtenteils leibeigene Bauern. Auch in den Städten war der größte Teil der Bewohner nach polnischem Rechte unfrei."

Eine völlige Umgestaltung trat hierin erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein. Zwar hatte schon Herzog Heinrich I., wahrscheinlich unter dem Einflusse seiner Gemahlin, (der später als „heilige Hedwig“ verehrten Landesfürstin), viele deutsche Kolonisten ins Land gezogen und in Dörfern und Städten beschäftigt. Er war ja auch der Stifter des Klosters Heinrichau, das, mit deutschen Mönchen gegründet, neben den schon bestehenden Klöstern Leubus und Trebnitz ein Bollwerk deutschen Wesens wurde und blieb. Das Auffallendste bei dieser ersten und bei der späteren noch stärker werdenden Einwanderung deutscher Kolonisten ist ohne Zweifel dies, daß es die polnischen Fürsten und Herren selbst waren, welche die deutschen Ansiedler zur Anlage von Dörfern und Städten in das Land riefen und sie den Eingeborenen vorzogen, indem sie ihnen Privilegien und Günstbezeugungen vor diesen gewährten.

Und was veranlaßte andererseits diese — die deutschen Ansiedler — in ein fremdes, unwirtliches, von Polen bewohntes Land zu gehen, wo sie anfänglich sicher sehr ungern gesehen wurden?

Beantworten läßt sich diese Frage nur dahin, daß es wohl nur beiderseitige Vorteile gewesen sein müssen, die Beide hierzu bestimmt haben.

Den Hauptvorteil erstrebten und hatten zunächst offenbar die polnischen Fürsten und Herren. Schon Herzog Boleslaus I. hatte den Versuch gemacht, im Münsterbergischen Waldstücke durch polnische Bauern urbar zu machen; der Versuch war aber ohne Erfolg geblieben. Jedenfalls trat die Urbarmachung des Landes in größerem Umfange erst mit der Gründung deutscher Ansiedelungen ein. Die ungeheuren Waldflächen namentlich, die damals einen großen Teil Schlesiens bedeckten, boten nicht bloß Raum für Bewohner, an denen es fehlte, sondern sie brachten auch als Wald oder Forst damals gar keinen oder nur geringen Nutzen. In fast allen Urkunden über deutsche Dörfer- und Städtegründung wird daher ausdrücklich als Zweck derselben bezeichnet, daß die Grundflächen der Ansiedelungen einen höheren, resp. überhaupt einen Ertrag bringen sollten. Und die deutschen Ansiedler ihrerseits kamen auch unzweifelhaft angelockt durch die Vorteile, durch die sie, — wie noch heutigen Tages unsere Auswanderer, — ihre Lage zu bessern hofften.

Eine fernere Erklärung liegt, — wie bereits angedeutet, — in politischen Rücksichten und verwandtschaftlichen Beziehungen der polnischen Fürstengeschlechter. Insbesondere die ehelichen Verbindungen der schlesischen Herzöge mit den beiden böhmischen Königshäusern, welche den Deutschen sehr geneigt waren, und der Schutz, den sie in den Wirren und Thronstreitigkeiten mit

dem Stammgeschlechte bei deutschen Fürsten suchten und fanden, führte viele deutsche Ritter in das Land.

Die Ritterorden der Templer, der Johanniter und der „deutsche Orden“, nicht minder die „Kreuzherren vom roten Stern“, — denen unsere Stadt Kreuzburg ihren Namen und Entstehung verdankt, — kamen vielleicht zuerst als Kämpfer für die polnischen Fürsten und blieben dann als Schützer des Errungenen in friedlichen Zeiten im Lande. Sie erhielten Grundbesitz, von denen sie nicht nach polnischer Art zinsten, sondern nur einen leichten Malterzehnt und von der 6. Hufe gar keinen Zehnt entrichteten.

Endlich wurden später auch die Polen selbst neben Deutschen zu deutschem Recht angesetzt und dadurch freie Leute in Dörfern und Städten nach deutschem Rechte.

Unter „deutschem Recht“ in diesem Sinne versteht man die nach deutscher Art gebildeten Verhältnisse der Dorf- oder Stadtbewohner untereinander und zu ihrer Grund-, Gerichts- und Landesherrschaft. Vergewärtigen wir uns nun zum leichteren Verständnisse, wie deutsche Dörfer und Städte begründet wurden. Denn zweifellos wurden viele spätere Städte zunächst als Dörfer oder Märkte gegründet. Die Gründung der Dörfer nach deutschem Rechte ging wie folgt vor sich: Der Landesherr (Fürst oder Baron) schloß mit einem Unternehmer (locator) einen Vertrag; danach hatte dieser die Bauernschaft oder Bürgerschaft einzurichten und wurde dafür Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Die Grenzen der flur wurden durch fürstliche Beamte (meist unter Zuziehung der Nachbarschaft) durch Erdhausen (Kopitzen) oder alte Bäume und Gewässer bezeichnet und urkundlich festgestellt. Der Inhalt der flur wurde nach Hufen vermessend, und zwar gab es die große oder fränkische Hufe und die kleine oder flämische Hufe. Diese Hufen hatte der Unternehmer mit Kolonisten zu besetzen, dafür erhielt er im Dorfe die Schultisei, das ist die sechste, später die achte und noch später die zehnte Hufe — meist als erbliches freies Eigentum, insbesondere frei vom Zehnt und Zinse — daher der Name freischultisei. Dazu gehörte an Rechten das Amt eines Vorstizers im Dorfgerichte der Schöffen, die damals auch die heute größtenteils den Gerichten unterstehende niedere Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Streitigkeiten und in Strassachen ausübten. Verpflichtet war der Schulze, den Ackerzins von den Kolonisten zu sammeln und dem Grundherrschaft abzuliefern, ferner hatte er einmal im Jahre den Dreiding, das ist das Obergericht des Grundherrschaft, nebst Gefolge zu bewirten, während an 2 andern Gerichtstagen die Bauern die Mahlzeit und das Futter für die Pferde stellten. Häufig mußte er auch als Vasall dem Grundherrschaft und zwar als Schütze zu Ross Lehnsdienst leisten. Die

Kolonisten erhielten die einzelnen Hufen der Flur ursprünglich als freies, erbliches und teilbares Eigentum, über das sie durch Verkauf oder Verschenkung verfügen konnten. Bei der ersten Anlage waren sie gewöhnlich auf mehrere Jahre selbst von Zehnt und Zins befreit. (Freijahre.) Überhaupt ist in Aussetzungsurkunden zu deutschem Rechte selten etwas von Diensten der Bauern für den Grundherrn enthalten.

Die Frohn- und Jagddienste, die Laudemien (d. h. eine Geldabgabe bei Gutsverkäufen oder Vererbungen) und dergl. sind sämtlich späteren Ursprungs. Nur Kriegsdienste, insbesondere Heerfuhren und Befestigungsarbeiten bei Burgen und Städten, hatten sie zu leisten. Im übrigen lebten sie in freier Gemeindevorfassung und hatten, wie erwähnt, sogar ihre eigenen Gerichte für leichtere Rechtsfälle.

Einen weit größeren Einfluß auf die gesamte Kultur des Landes hatte aber die Gründung deutscher Märkte und Städte, deren Anlegung sich allerdings ähnlich vollzog. Den Mittelpunkt der Stadt bildete stets der vier-eckige Marktplatz, auch Ring genannt, mit dem Rathaus in der Mitte und oft auch mit daran gebauten Verkaufsstellen, den sog. Lauben. Die ältesten Märkte Schlesiens, wie Goldberg, Löwenberg, Neumarkt, haben die Fürsten selbst eingerichtet; jedenfalls bedurfte die Anlegung aber immer der Genehmigung des Landesherrn. Für unsere Stadt gaben diese Genehmigung, wie urkundlich feststeht, die Hospitalbrüder des Mathias-Stiftes in Breslau. Unsere Stadt hat auch den in Oberschlesien immerhin seltenen Vorzug, gleich bei der Gründung mit deutschem Namen, d. h. völlig neu angelegt worden zu sein, während sonst größtenteils bereits bestehende polnische Dörfer und Städte auf deutsche Weise eingerichtet wurden, d. h. deutsches Recht und deutsche Verfassung erhielten. Um das Marktviereck (den Ring) herum wohnten die Kolonisten, meist Handwerker. Aber zu den Toren blickten schon herein die Gehöfte des nächsten Dorfes, oder der Ackerbürger des Ortes und die Scheuern der Bürger selbst, die häufig nebenbei Landwirtschaft trieben.

Die Umfriedigung bildete ein Wall und Graben, auf dem Walle stand eine Mauer oder oft auch nur ein Pfahlzaun. Ein mit Verhauen eingegrenzter Weideplatz, „Haag“ genannt, schloß sich jenseits des Grabens an die Ackerstücke der Bürger an.

Wie bei der Gründung von Dörfern, schloß auch bei der Städtegründung der Grundherr mit einem Unternehmer einen urkundlichen Vertrag. Dieser Anleger wurde dann Vogt oder Richter der Stadt. Meist enthalten die Anlegungsurkunden nur ganz kurz und allgemein betreffs der Rechte und Lasten, Besitzungen und Leistungen den Ausdruck: Wir gestatten die Stadt nach deutschem Rechte anzulegen, d. h. man verlangte, daß sie nach dem Muster einer schon bestehenden Stadt eingerichtet wurde und deren

Verfassung annahm. In Schlesiens scheint Neumarkt eine solche „Musterstadt“ gewesen zu sein, denn nach ihrem Muster sind angelegt: Njest, Leubus, Brieg, Trebnitz, Grottkau, Festenberg und Konstadt, das eigentlich Fürstenthall heißen werden sollte, aber dann von seinem Anleger Konrad oder Kunz den Namen Kunzenstadt annahm. (Letzterer Name Kunz ist noch in Kunzendorf erhalten.) Aber auch Neisse, Steinau, Sagan, Sprottau und Breslau, von welchem z. B. Liegnitz seine Verfassung bekam, waren solche Musterstädte, aber allerdings solche mit anderer Verfassung. Diese Verschiedenheit der Verfassungen wurde später meist dadurch beseitigt, das immer allgemeiner das „Magdeburger Recht“ Geltung erhielt. Das kam so: Wenn schon jede Verfassung die Grundzüge des Zusammenlebens der Bevölkerung enthielt, so entstanden doch bei dem engen Zusammenwohnen und Wirken der Städter viel eher Verwickelungen, welche zu entwirren und festzustellen sehr schwierig war. Man empfand das Bedürfnis, feste Grundlagen für die Entscheidungen im einzelnen Falle zu haben und sich irgendwo Rechts (richtiger oft auch Rats) zu erholen. Magdeburg war nun durch seine erprobten Einrichtungen bekannt und berühmt und gab durch seinen Schöffenstuhl (als Oberhof oder Obergericht) auch Rat und Recht, natürlich nur gegen gute Mänze, weshalb damals auch der Ausdruck „Recht kaufen“ allgemein üblich war. Breslau, Ratibor, Schweidnitz und Öls, später auch Liegnitz, Brieg, Namslau, Gleiwitz, Oppeln und Glatz, alle hatten Magdeburger Stadtrecht, das nebenbei von den Magdeburgern mit einem Selbstgefühl gegeben wurde, das man in Schlesiens wohl kaum jemals gekannt oder geübt hat. Als z. B. Herzog Heinrich I. für die Stadt Goldberg ein „Weistum“ der Rechte von den Magdeburgern entnahm, sprachen sie darin unter anderem folgendes aus:

„Das Kaufhaus, das der Herzog auf dem Markte (in Goldberg) zur Erhöhung seiner Einnahmen errichtet habe, hätte sich ihr Grundherr (der Herr Erzbischof) nicht leisten dürfen; das würde er bei ihnen nicht durchgesetzt haben.“

Was nun die innere Einrichtung der Städte nach deutschem Rechte im einzelnen anlangt, so treten folgende Faktoren besonders hervor:

1. Der Fürst war und blieb oberster Gerichtsherr, und zwar übte er die Gerichtsbarkeit nicht, wie in polnischen Orten, durch Kastellane oder sonstige fürstliche Beamte, sondern entweder durch das Hofgericht oder unmittelbar persönlich aus.

Unter ihm hatte der Anleger als Erbvogt oder Erbrichter ein ursprünglich sehr vielgestaltiges Amt, dessen Hauptinhalt aber immer die Gerichtsbarkeit bildete, die man zwar die niedere Gerichtsbarkeit nannte, die aber doch auch das Gericht über Leben und Tod enthielt, allerdings nur in erster Instanz,

da es eine Appellation an das Hofgericht gab. Der Vogt erhielt für seine richterlichen Funktionen von allen Strafgefällen den dritten Teil (den sog. „dritten Pfennig“). Ein besonderer Vorzug bildete sich für einzelne Städte dadurch heraus, daß der Fürst selbst als Vorsitzender mit den Stadtschöffen das Hofgericht bildete, wie dies z. B. in Löwenberg der Fall war, wo Herzog Heinrich von Jauer versprochen hatte, er wolle, wenn er mit den Löwenbergern etwas zu reden habe, zu ihnen kommen und es in der Stadt selbst tun. Der Vogt hatte meist auch die Gerichtsbarkeit über die anliegenden Dörfer.

2. Die eigentlichen Urteilsfinder waren, wie in allen deutschen Gerichten, die Schöffen, deren gewöhnlich 7 waren. Sie wurden aus der Bürgerschaft gewählt, wahrscheinlich von den Ratmännern, d. i. den Vorstehern der Bürgerschaft, — um unter dem Voritze des Vogtes das Recht zu finden, d. h. das Urteil zu fällen, welches der Vogt dann verkündete. Sie bildeten ein sog. gebotenes Gericht, d. h. wer auf Vorladung nicht erschien, wurde gestraft.

3. Den eigentlichen Hauptbestandteil, den Kern aller städtischen Einrichtungen bildete aber die freie Bürgergemeinde. Mit der vollen Entfaltung derselben treten die Vögte und selbst der Fürst (die Grundherrschaft) ganz zurück. Von den Bürgern der Stadt ging die Wahl ihrer Vorstände, der Ratmänner, Ältesten und Innungsmeister aus, oft wählten sie auch selbst die Schöffen. Von ihnen wurden die „Ordnungen“ der Gemeinde eingerichtet, Gesetze gegeben, Strafen verhängt oder doch so vorberaten, daß förmlich ihre Genehmigung dazu eingeholt zu werden pflegte. Es ist fast keine einzige städtische Einrichtung in Handel und Gewerbe, Ordnung und Sicherheit der Stadt oder des Besitztums, welche nicht von der Gemeinde mittelbar bestimmt wird.

Die Bürger werden durch die Glocken beim Ratswechsel und sonst, wenn es nötig ist, zur Bürgerversammlung entboten. Auf dem Markte vor dem Rathause oder in den Säulengängen (die späteren Lauben), die den Markt umgeben, erscheinen sie und vor ihnen der Rat der Stadt. Beim Ratswechsel dankt der alte Rat der Versammlung für die ihm bewiesene Freundschaft und für den ihm geleisteten Gehorsam und weist die Gemeinde an den neuen Rat. Der neue Bürgermeister steht mit dem neuen Räte auf, beweist sich demütig gegen die Gemeinde und fragt sie, ob sie wolle bei den Geboten bleiben, welche er verkünden werde, alte oder neue. Sagten die Bürger: ja, so verkündete der Stadtschreiber stehend jedes Gebot mit seiner Buße (der darauf gesetzten Strafe) „von Stadt wegen“.

So wurden diese Bürgerversammlungen die eigentliche Quelle der Fortbildung städtischer Ordnung und Freiheiten. Die Satzungen, welche die

Bürgerschaft machte, nannte man „Willküren“. Sie umfassen alles, was wir jetzt Polizeiangelegenheiten nennen, außerdem aber auch die Verwaltung und Erhaltung des städtischen Eigentums und der bürgerlichen Ordnung und Sitte. Ein Beispiel solcher durch Form und Inhalt merkwürdigen Willküren ist die „von Richtern, Bürgermeister, Ratsleuten, Geschworenen und der Gemeinde der Älteren in Löwenberg im Jahre 1311 miteinander mit bedachtem Mute gelobte Willfür“, eine der ältesten, die auf uns gekommen.

Dort heißt es denn, was sie zum Nutzen der Stadt ewiglich halten wollen:

1. Wer von dem Bürgermeister und den Bürgern geladen nicht kommt, entrichtet 1 Loth Strafe (14 Sgr. 4 Pf.).

2. Wer des Nachts spielt, bei Lichte, soll einen Vierding (1 Rthlr. 27 Sgr.) zahlen und ebensoviel der Wirt, in dessen Hause gespielt wird.

3. Wer nicht volles Maß an Bier gibt, zahlt 1 Loth, an Meth einen halben Vierding (28 Sgr. 6 Pf.), an Wein 1 Vierding, so oft er dessen überführt wird.

4. Die Gewandmacher sollen Gewand von guter Wolle machen, 31 Ellen lang, bei Strafe eines halben Vierdings.

5. Wer Tuch schneidet (d. h. im einzelnen verkauft), ohne eigne Tuchkammer, gibt 1 Mark (20 Sgr. 8 Pf.).

6. Wer Tuch verkaufen will, er sei Tuchmacher oder Fremder, soll im Kaufhause stehen, bei einem Vierding (1 Rthlr. 27 Sgr.) Strafe.

7. Wer wachen soll und die Wache versäumt, gibt ein Loth (14 Sgr. 4 Pf.).

8. Ritter oder Edelleute, welche in eines Bürgers Haus ziehen und ihm nicht Kostgeld und Schuld bezahlen, soll niemand beherbergen, ehe sie das bezahlt haben.

u. f. w.

Außer den Willküren bildeten sich sogenannte gute löbliche Gewohnheiten, die als gutes altes Herkommen mit den Privilegien der Städte gemeinschaftlich bestätigt zu werden pflegten. Die Gewalt, welche die Einhaltung der Willküren verbürgte und die Strafen erhob, war das Bürgerding, die Bürgerversammlung. Vierzehn Tage nach Einsetzung des neuen Rates wurde zum Bürgerding geläutet, wozu jeder Bürger bei Strafe erscheinen mußte und anzugeben hatte, was ihm Strafbares bekannt war. Diejenigen, welche gegen der Stadt Gebot gehandelt hatten, wurden gerügt. Wer von den Beschuldigten sich schuldig bekannte, entrichtete das Strafgeld, wer leugnete, schwor mit gegen Aufgang der Sonne erhobener Hand.

Eigentliche Civil- und Kriminalfachen im heutigen Sinne waren hier aber ausgeschlossen, da diese vor den Vogt gehörten.

4. Den eigentlichen Vorstand der Stadtgemeinde bildeten in allen Verwaltungs- und Polizeisachen die Ratmänner, jedoch wohl erst seit Einführung des Magdeburger Rechts. Sie finden sich in Breslau zuerst 1266 und nirgends früher erwähnt. Sie wurden ursprünglich von den Bürgern gewählt, bald aber wählte stets der alte abgehende Rat für das folgende Jahr den neuen Rat, so daß schließlich die Wahl nur ein Wechsel zweier Ratsabteilungen war, die ein Jahr um das andere in der Amtsverwaltung sich abwechselten. Beachtenswert ist übrigens, daß die Ratmänner anfangs meist Adelige oder Kaufleute und nicht Handwerker waren, was zu Reibungen mit diesen und schließlich zum Eindringen auch der Handwerker in den Rat führte.

An der Spitze der Ratmänner stand der Ratmeister, später Bürgermeister genannt, welcher sie berief und die nicht oder rechtzeitig Erscheinenden in Geldstrafe nahm.

Die Ratmänner hatten die Aufsicht über Maß und Gewicht, feilhalten in den Bänken und auf Märkten (sie hielten auch wirklich darauf, daß Brote und Semmeln die gehörige Größe hatten).

Sie hatten die Torschlüssel und die Aufsicht über der Stadt Sicherheit, desgleichen über Handwerker und Innungen, nicht weniger auch über Straßenreinigung, wie Erhaltung guter Ordnung und Sitte, z. B. daß nicht an verbotenen Orten und nicht länger und höher gespielt als gewillfört war, daß bei Hochzeiten und Kindtaufen nicht geschlemmt und nicht mehr Gäste geladen und mehr Schüsseln gegeben wurden, als gewillfört war.

Außerdem hatte sie natürlich auch das Stadtvermögen zu verwalten, den Stadtschoß zu erheben, die Vormundschaft über Waisen und dergl.

Ihr Ansehen war und mußte groß sein, denn es war von dem Fürsten festgesetzt, daß das, was vor vollem Rat gesprochen worden, Kraft haben solle, als wenn es im „gehegten Dinge“ (Gerichte) geschehen sei. Wer sich gegen die Ratmänner verging, hatte das gegen den Fürsten getan.

Ihr ausführendes Organ war der frohnvogt (frohnbote oder Büttel), die Tag- und Nachtwächter, damals „Zirkler“ genannt, wahrscheinlich weil sie (wie heute) bestimmte Bezirke hatten.

Neben ihrer mehr polizeilichen Tätigkeit stand den Ratmännern auch ein Straf- und Erkenntnisrecht (meist mit Zuziehung des alten Rats und von Geschworenen) zu und sie verhängten z. B. Strafen für Raufereien (troffenen, d. h. unblutigen Faustschlägen, Maultaschen, Scheltworten und dergleichen Haderen), wogegen Bluttrunst, Wegelagerung, Einbruch, Todschlag und überhaupt Wunden, bei denen es zu Zetergeschrei kam, vor den Vogt gehörten.

5. Nächst den Vögten und den Ratmännern nehmen die Innungen (Gilden oder Zünfte) einen wichtigen Platz im Stadtleben ein. Aus den

freien Genossenschaften, die mehr Verbrüderungen der Handwerker gleicher oder ähnlicher Art waren, bildeten sich gleichfalls nach Magdeburger Muster, jene später nicht bloß von Fürsten anerkannten, sondern insbesondere wegen ihrer militärischen Bedeutung geschätzten Verbindungen.

Einst hatten die Handwerker unter der Burg oder im Hofe des Herrn gegessen und nur einen der ihren zum „Meister“ gesetzt, jetzt war „Meister“ jeder, der das Handwerk in eignem Haushalt und mit Bürgerrecht betrieb. An ihrer Spitze standen jetzt als Innungsvorsteher zwei bis vier Geschworene, die schworen, für das Beste des Handwerks zu sorgen und Ungefügigkeiten im Verein mit den Ratmännern abzustellen. In der sogen. Morgensprache (einer Art feierlichen Frühschoppens), setzten die Meister die Ordnungen fest, welche für das Handwerk gelten sollten. Hierzu mußten aber auch die Ratmänner zugezogen werden, die auch von den Strafgeldern zwei Drittel einzogen und behielten. Auch in den Bürgerversammlungen wurden, wie oben gesagt, Satzungen gewillkürt, welche den Gewerbebetrieb betrafen.

Auf solche Weise entstanden die einzelnen Innungsrechte, welche sich zum Teil in die neueste Zeit erhalten haben. Die Krämer-, Garnzeuger- und Kürschnerinnungen von Schweidnitz waren nachweislich die ältesten Innungen Schlesiens, welche solche „Rechte“ besaßen.

Wir haben gesehen, wie von kleinen rohen Anfängen das Leben der Städte sich schließlich als ein geordnetes, gegliedertes Ganzes herauswuchs.

Der Vogt steht dem eigentlichen Gerichte vor, das, aus gewählten Schöffen gebildet, eine unparteiische Rechtspflege, die erste Grundlage des Gemeinwesens, garantiert.

An der Spitze dieses Gemeinwesens stehen die Ratmänner, verwaltend und mit polizeilicher Gewalt Ordnung haltend. Mit ihnen und für sie willkürt die Bürgerversammlung die Gesetze und Ordnungen und setzt und verhängt die Strafen auf ihre Verletzung. Ein Gleiches tun in ihrem beschränkten Kreise die Innungen für ihre Genossen, und so erstarkt durch Recht und Ordnung das Selbstgefühl, und durch Gewerbe und Handel erweitert sich das anfangs nur in der unkultivierten Scholle bestehende Besitztum, nach außen geschützt durch Planken, Mauern, Gräben und die sich im Waffengebrauche in den Innungen eifrig übende Bürgerschaft. freilich blieben auch Streitigkeiten zwischen Vögten und Ratmännern und den übrigen Faktoren nicht aus, auf die hier näher einzugehen sich verbietet.

Auch ihrer näheren Nachbarschaft gegenüber traten die Städte oft unangenehm auf, in dem sie ihr ihnen von den Fürsten verliehenes Meilenrecht streng ausübten. Dies bestand nämlich darin, daß innerhalb des Umkreises einer Meile kein Handwerk getrieben, kein Krug oder Markt

gehalten werden durfte. Nur etwa Schmiede und Schuhflicker durften auf den Dörfern innerhalb der Bannmeile sein.

6. Ihre Einkünfte zogen die Städte außer den Grundzinsen von den Stadtgrundstücken, aus den Gewerbe- und Strafgeldern. falls diese nicht ausreichten, wurde das fehlende — anfangs ausnahmsweise, später bald regelmäßig — durch den sogen. Stadtschoß aufgebracht. Dieser städtische Schoß wurde erhoben von Grundstücken, beweglichem Eigentum und Gewerbe nach einem gewissen Anschlag ohne Ansehen des Standes und der Person, nur der Erbvogt und Pfarrer war ausgenommen. In der Regel schosste man in der Art, daß von jeder Mark des gesamten Anschlages eine gewisse Zahl Groschen erhoben wurde. Man kann wohl sagen, daß durch ihre gesunde Besteuerungswirtschaft die Städte bald die Lehrer der Fürsten wurden. Besondere Hausabgaben waren noch das Wachgeld und der Feuerheller.

Ungleich freilich war im späteren Mittelalter das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer hatten, die doch beide aus demselben Bedürfnisse und fast nach gleichen Grundsätzen gegründet waren.

In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor und die Rechte der Bürger wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogtes, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fiel der Bürgerschaft zu. Und nicht bloß durch Kauf und Tausch mit ihren geldbedürftigen Fürsten und Herren gingen Zollrecht und Steuern, das Gericht und oft auch die Burg selbst an die Bürgerschaft über, nein, oft auch in offener Auflehnung und Fehde durch Blut und Waffen.

Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen die Übergriffe der Grundherren und gegen die Lasten, welche die Fürsten ihnen auflegten, nicht zu schützen. Manches Recht, das sie bei der Gründung besessen hatten, wurde ihnen erst seit Anfang dieses Jahrhunderts wieder gegeben.

So schosß in der oberen Hälfte des Oderlandes zwischen den Riesengebirgen und der endlosen polnischen Ebene ein neuer deutscher Stamm auf, der durch seinen Dialekt, Sitte und Bildung sich als eine glückliche Verbindung slavischer und deutscher Art zeigte. Auch über die Grenzen des heutigen Schlesiens hinaus dringt das deutsche Element mächtig vor. In Krakau ist bereits am Ende des 13. Jahrhunderts die Kaufmannschaft und der größte Teil der Zünfte deutsch, ja selbst in Sendomir herrschen deutsche Gesetze, aber schließlich wurde doch die Germanisation dort bald wieder verdrängt. Schlesien dagegen erscheint unter König Johann und seinem Sohne Karl IV. als ganz deutsches Land. Und war es den

Schlesiern, unseren Vorfahren, auch nie vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu zeigen, weil sie wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen, zwischen der Oberherrschaft beider Länder hin- und hergeworfen wurden, so hat sich doch schlesisches Städtewesen im einzelnen gegen alle fremden Anstürme erhalten, trotz der Greuel der Hussitenkriege, die Schlesien besonders verwüsteten, und trotz der Not des dreißigjährigen Krieges bis zur Neuzeit.

In mehr als hundertjähriger Bedrückung zog sich seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges die Lebenskraft der schlesischen Kolonisten in immer kleinere Kreise zusammen, und es war stellenweise deutsches Wesen nur noch in den Städten zu finden, während das Land schon als slavifiziert gelten konnte.

Zulezt, als die Not schon sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze her preußische Trommeln und bliesen preußische Trompeten Alarm, und erst durch diese letzte Eroberung durch die Hohenzollern kamen die Schlesier in einen hoffentlich unauflöslichen Verband mit ihren übrigen deutschen Brudersämmen.

Die Weichsel und ihre oberschlesischen Nebenflüsse.

Von

Mag Krause, Pless.

I.

Der unter dem Namen „die Weichsel“¹⁾ allgemein bekannte Fluß durchströmt mit einem größeren Teil, und zwar mit rund 854 seiner 1076 km betragenden Gesamtlänge die beiden Nachbar-Reiche Österreich und Rußland, ehe er ganz in preußisches Gebiet übertritt und hier als mächtiger Strom in mehrere Mündungsarme geteilt bei Danzig und Elbing sich in die Ostsee ergießt.

¹⁾ Über den Namen „Weichsel“, seine Herkunft und Bedeutung herrscht vollständige Unklarheit. Es ist schwer, die Etymologie eines Wortes zu finden, wenn man nicht weiß, welcher Sprache das betreffende Wort angehört. Der Wortklang allein kann in einem solchen Falle nicht maßgebend sein, denn dieser ändert sich mit der Zeit und im Munde der Völker, die ihn aussprechen. Der Römer Pomponius Mela, der im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte, nennt den Fluß *Vistula* (Mela 3, 4, 1.). Ebenso heißt er bei Plinius, 4, 12 (25); 4, 13 (27); u. s. w. Auch die Form *Vistillus* kommt bei Plinius, 4, 14 (28) vor: „Amnes clari in Oceanum defluunt Gutallus, Vistillus sive Vistla, Albis Visurgis, Amisius, Rhenus, Mosa“. Ptolemäus nennt den Fluß: *Ὀνιστοῦλας*. In einem angelsächsischen Liede aus dem 8. Jahrhundert kommt der Name *Wisla* vor. In Wulfstans Beschreibung seiner Seereise aus dem 9. Jahrhundert finden wir bereits die Form

Er ist daher hochbedeutend als Wasserstraße für den Handel und Verkehr nicht nur der Provinz Westpreußen, sondern auch für das ganze Vaterland. Der Ausbau und die Sicherung dieser Wasserstraße durch Regulierung und die Beseitigung der Überschwemmungsgefahren für die fruchtbare umfangreiche Weichselniederung ist eine nicht geringe aber stetige Sorge des Staates, der schon große Mittel für diesen Kulturzweck aufgewendet hat.

Aber die Weichsel berührt auch noch an einer anderen Stelle preussisches Gebiet, wenn auch nur mit halber Breite und auf 83,8 km Länge. In Oberschlesien bildet sie im Süden und Osten des Kreises Pleß die Landesgrenze mit zwei Kronländern Österreichs, und zwar zwischen $36^{\circ} 26'$ und $36^{\circ} 55'$ östlicher Länge und $49^{\circ} 55'$ und $50^{\circ} 5'$ nördlicher Breite. Von Deutsch-Weichsel-Schwarzwasser bis zur Einmündung der Bialka bei Rudolts-
wik-Kaniow mit Österreich-Schlesien und von hier bis zur Mündung der Przemsza bei Czarnuchowik-Oswiecim mit Galizien.

Ungefähr 2 km unterhalb Schwarzwasser, entlang dem österreichischen Dorfe Jarzitsch, gegenüber den preussischen Dörfern Deutsch- und Groß-

Wisla ohne t, wie in den heutigen slavischen Sprachen. Auch bei Konstantin Porphyrogenet heißt der Fluß schon Vislas. Ebenso nennt der Bayerische Geograph (zwischen 866 bis 890) einen Volkstamm an der Weichsel Vislane und auch König Alfred spricht in seiner Beschreibung von Europa von einem Visleland. Die Benennung Vistula oder Vistla, mit einem t zwischen dem s und dem l ist daher die ältere. Das t ist erst später ausgefallen, wie dies in den slavischen Sprachen zwischen s und l häufig vorkommt. Es folgt jedoch hieraus nicht, daß der Name des Flusses auch slavischen Ursprungs ist. Diese mögen den Namen schon bei ihren Vorgängern vorgefunden und ihn von diesen übernommen haben, wie das ja häufig bei geographischen Namen der Fall ist. Sind es nun aber Germanen oder Kelten gewesen, die den Fluß getauft haben? Schwerlich wird darüber je Klarheit geschaffen werden. Möglich ist es ja auch, daß es ein ganz anderer vergessener Stamm gewesen ist, der dem Fluß den Namen gegeben und den nachfolgenden Völkerschaften übermittelt hat. Miklosich, der bekannte vor einigen Jahren verstorbene Slavist, versucht in seinem Etymologischen Wörterbuch der slavischen Sprachen (Wien 1886) keine eingehendere Deutung des Namens. Er begnügt sich mit der Anführung: „Visla, polnisch Wisla, Weichselfluß, lateinisch Vistula, griechisch *Ὀνιστοῦλας*, aus dem slavischen vergleichende griechisch *σλαβονοί*. (Der t-Laut wäre hiernach nur von den Griechen und Lateinern eingeschoben worden.) Dagegen wird das deutsche Weichsel auf ein urgermanisches *vihslā* zurückgeführt.“ — Schon der polnische Chronist Dlugosz bemüht sich, eine Etymologie für den polnischen Namen des Weichselflusses zu finden, und leitet denselben von dem Stamme *wis* in *wisiec* = „hängen“ ab. Neuere polnische Sprachforscher, wie Karłowicz und Jan Hanusz, leiten den Namen gleichfalls von einem slavischen Stamme und zwar *wistr* ab, der klar, hell bedeutet. Von anderer Seite wird ein keltisches *vis*, welches Wasser bedeuten soll, herangezogen. Die Namen der Nebenflüsse der Weichsel sind jedoch durchweg unzweifelhaft slavischen Ursprungs, aber in der Zeit entstanden, die bereits die Slaven an den Ufern der Weichsel sich niedergelassen hatten. — Zivier.

Weichsel ist die Weichsel in zwei Arme, die alte und neue Weichsel geteilt und bildet hier auf ca. 8 km Länge der alte verlassene Flußarm die Landesgrenze. Von der Quelle bis zur Einmündung der Przemsza wird der Fluß „die Kleine Weichsel“ (polnisch Wisetka), unterhalb der Przemsza-Mündung aber die Weichsel (Wisla) genannt. Durch Zufluß der Przemsza, welche auf ca. 24 km aufwärts bis an Mysłowitz reguliert und schiffbar ist, wird auch die Weichsel für flache Kähne schiffbar, und ein reger Kohlenverkehr aus obereschlesischen, russischen und österreichischen Gruben belebt die nach rechtsseitiger Aufnahme der bedeutenden Sola ganz im österreichischen Gebiet sich fortsetzende Weichsel. Nachdem diese die alte hochinteressante polnische Krönungsstadt Krakau passiert hat, tritt sie bei Sandomir auf russisches Gebiet über, durchströmt hier in immer weiter nach Nordosten ausholendem großen Bogen die russisch-polnische Tiefebene, fließt durch die alte schöne Großstadt Warschau, um dann bei Thorn als mächtiger Strom ganz in preussisches Gebiet überzutreten. Bei dem großen Interesse, welches die Weichsel als deutscher Strom deshalb jedem Deutschen erwecken muß, geziemt es sich, besonders dem Oberschlesier, der so nahe dem Ursprung und Oberlauf dieses Flusses lebt, ihn grade hier näher kennen zu lernen.

Wandern wir daher seinem Lauf entgegen von der Kreisgrenze Pleß bei Schwarzwasser 55,3 km aufwärts bis zu der Quelle des Hauptflusses, so treten wir bald in eine an Naturschönheiten reiche Gebirgslandschaft der West-Beskiden, dem nordwestlichsten Teile der Karpathen.

Hier am südwestlichen Abhang der 1214 m über dem Meere hohen Barania, am reizend gelegenen erzherzoglichen Jagdhaus Barania-Przyslop, wo der müde Tourist in der Wohnung des Oberhegers vorübergehend vorzügliche Unterkunft und Verpflegung findet und von wo man nur ungern scheidet, finden wir in 1125 m Seehöhe die Quelle des Hauptflusses der sogenannten „schwarzen Weichsel“ aus einem Sumpf hervortretend. Sie ist hier nur von einem ca. 1 km breiten, 800—900 m hohen Gebirgsrücken (Beskidek genannt) von dem Quellgebiet der Oder getrennt. Von zahllosen kleinen Rinnalen verstärkt, stürzt der Bach bald brausend und plätschernd über das Gestein mit starkem Gefälle talabwärts.

Zuerst verfolgt er 3 km südwestliche Richtung, dann 3 km westliche, 18 km nordnordwestliche, 13 km nördliche und 18 km nordwestliche Richtung, bis er bei Schwarzwasser im scharfen Bogen nach Osten umbiegt und bei Guhrau, Kreis Pleß, an den Jawischowitzer Höhen in größerem Bogen wieder zunächst nördliche und dann nordöstliche Richtung einschlägt.

Von der Quelle bis zum oberen Dorfe Weichsel auf ca. 10 km Länge ist der beiderseitig herrlich bewaldete Weg des Baches schluchtartig und erweitert sich hier erst allmählich zu einem 20 bis 200 km breiten Tal.

5 km weiter abwärts am Unterdorf Weichsel tritt der Fluß durch einen Engpaß des Gebirges in das Tal von Ustron, verläßt dann bei Hermanitz das Gebirge, passiert die schon im Hügellande gelegene Stadt Skotschau und tritt bei Drahomischel in die Ebene. Oberhalb des Dorfes Weichsel, ca. 10 km von der Quelle der schwarzen Weichsel abwärts, mündet in diese rechtsseitig „die weiße Weichsel“, die aus einem hochromantischen, landschaftlich wunderbar schönem Quellgebiet an der Nordwestseite der Barania-Magorka entspringt und nicht minder bedeutend ist als die schwarze Weichsel. — 3 km weiter abwärts von der Mündung der weißen Weichsel fällt die Malinka auch rechtsseitig in die schwarze Weichsel und auf derselben Seite nimmt diese innerhalb des Gebirges bei Ustron noch den Polanskibach und bei Skotschau die bedeutende Brenniça auf, während links als nennenswerte Zuflüsse aus dem die Wasserscheide mit dem Ober-Quellgebiet bildenden Glembiec-, dem Beskidec- und dem Czantory-Gebirge noch der Kopidlo, der Poniwiebach und der Blotnicabach in die Weichsel münden.

Bei Schwarzwasser fällt der Knaifabach, der nicht mehr aus dem Gebirge, sondern aus dem Hügellande entstammt, linksseitig auf österreichischem Gebiet in die Weichsel.

Dicht unterhalb Schwarzwasser fließt der bei Ochab aus der Weichsel abzweigende, dann streckenweis mit der Knaifa vereinigte und wieder aus dieser abgelenkte Ochaber Mühlgraben nach Aufnahme des Pawlowitzer Wassers der Weichsel zu; er bildet auf ca. 180 m Länge seiner Mündungsstrecke schon die Landesgrenze.

Die nächsten Nebenflüsse der Weichsel, und zwar die Bajerka bei Zabrzeg, welche aus dem Hügelland stammt, die Młownica bei Dzieditz, die Bialka bei Kaniow, beide recht gefährliche Gebirgsbäche, münden rechtsseitig auf österreichischem Gebiet gegenüber dem Kreise Pleß. In der Nähe von Oswiencim (deutsch auch Aufchwitz genannt), dicht unterhalb der Landesgrenze mit Preußen, wird die Weichsel durch die Sola, einem bedeutenden Gebirgsfluß, verstärkt. Auf der linken preussischen Seite münden die dem diluvialen Eöß und Sand der polnisch-schleifischen Platte entstammenden Bäche der Pleßer Hochebene, und zwar der Weichsel-Mühlgraben bei Goczalkowiz, die Pszczyńska bei Jedlin, die Gostine bei Biassowiz und die Przemsza bei Czarnuchowiz. Diese bildet nun auf ca. 24 km Länge von ihrer Mündung ab aufwärts die Landesgrenze mit Österreich und dann weiter aufwärts mit Rußland. Hier treffen wir bei Myslowiz auf einen politisch-geographisch berühmten, viel besuchten Punkt der Landkarte. Es ist die sogenannte Drei-Kaiser-Reichsecke, wo Deutschland, Österreich und Rußland zusammenstoßen und wo am 18. Oktober 1903 in Gegenwart Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen des Deutschen

Reichs und von Preußen die Einweihung der zwei schönen Denkmäler für die beiden deutschen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. stattfand, die von der Stadt und der Umgegend von Mysłowitz gestiftet sind.

Das Gebirge des Weichsel-Quellgebietes ist Tertiärformation und besteht zumeist aus dem ziemlich harten sogenannten Beskidensandstein, der nur an wenigen Stellen von schieferartigem Gestein begleitet ist und selten schroffe Wände aufweist. Trotz der sorgfältigen Pflege der zum Großgrundbesitz des Erzherzogs Friedrich von Österreich gehörigen herrlichen Bewaldung aus Fichten und Buchen ist die Erosion in den stark verworfenen oberen und besonders in den schieferartigen Lagen des Gebirges recht bedeutend. Mächtige und in ihrer Wirkung gefährliche Geröllbänke sind in den schwächeren Gefällstellen an den Mündungen der Nebenbäche in die Weichsel abgelagert. Mit der Abnahme des Gefälles aber läßt auch die Fortbewegung der größeren Steine nach, und weiter abwärts sieht man nur noch kleinere Geschiebe, auch Schotter genannt, das ein recht brauchbares Straßen- und Beton-Baumaterial abgibt. Bei den großen Mengen dieser Geschiebe und ihrer großen Beweglichkeit werden sie den Ufern und dem angrenzenden Gelände sehr gefährlich. Nach jedem höheren Wasserstande hat der Wasserlauf seine Richtung in dem oft bis 200 m breiten Schotterbett gewechselt, greift bald hier bald dort die Ufer plötzlich mit Gewalt an und bringt sie in großem Umfang zum Abbruch, so daß die Unterhaltung der Ufer eine äußerst schwierige und kostspielige, eine wahre Sisyphusarbeit ist.

Der Schotterfegel der Weichsel läßt sich bis Ochab unterhalb Skotschau verfolgen, und bei Drahomischel erst beginnt mit dem geringeren Gefälle des Flußlaufes die Ablagerung der leichteren kiesigen und sandigen, mit Schlamm gemischten Sinkstoffe. Diese landen nunmehr im Flußtal der Ebene, verstärkt durch die rechtsseitigen, auch aus dem nahen Gebirge kommenden Nebenflüsse Młownica und Bialka das Bett des Flusses auf, so daß dieser auf einem selbst gebildeten Rücken entlang fließt. Die ihn beiderseitig begleitenden tiefer bleibenden Wiesengründe müssen immer mehr die Vorflut nach dem Hauptfluß entbehren und versumpfen. Verschlimmert wird diese Auslandung durch den schroffen Übergang des starken Gebirgsgefälles in das sehr schwache Gefälle der Ebene, wie die folgende Gefäll-tabelle¹⁾ recht deutlich zeigt.

¹⁾ Diese Tabelle, wie auch ein großer Teil der folgenden Zahlenangaben entstammen dem Werke: „Niemel-, Pregel- und Weichselstrom, ihre Stromgebiete und ihre wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische, wasserwirtschaftliche und wasserrechtliche Darstellung. Auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom 28. Februar 1892 im Auftrage des preussischen Wasser-Ausschusses herausgegeben von H. Keller, Geheimer Baurat, Vorsteher des Bureaus des Wasser-Ausschusses, Berlin 1899.“

	Höhenlage über dem Meere m	Fallhöhe m	Flußlänge km	Gefälle in m auf 1000 m Länge
Von der Quelle	1125	602	9,9	60,8
Bis zur weißen Weichsel	523			
Von hier bis zum Polanskibach	393	130	11,5	11,3
„ „ „ zur Brenniſza	307	86	12,7	6,77
„ „ „ Drahomischel	264			
„ „ „ Schwarzwasser	252,5	43	14	3,07
„ „ „ zur Bialka	240			
„ „ „ Przemsa	226,8	11,5	7,2	1,60
		12,5	32,8	0,381
		13,2	51	0,259

Begünstigt wird die reichliche Mitführung von Sinkstoffen durch die geringe Tal- und Laufentwicklung des flusses im Gebirge und in der kurzen Übergangsstrecke aus dem starken in das schwache Gefälle. Denn bis Schwarzwasser verläuft der fluß fast gerade und von hier ab erst bewirken die zahlreichen und scharfen Windungen des flusses bedeutende Stauungen, in denen sich die Kies-, Sand- und Schlamm Massen zusehends ablagern. (Die Laufentwicklung der kleinen Weichsel beträgt z. B. von der Quelle bis Schwarzwasser auf 55,3 km Länge und 35,8 km Luftlinie 54,5 %, während sie auf der flachlandstrecke von Schwarzwasser bis zur Przemsa-Mündung bei einer flußlänge von 83,8 km und 36,7 km Luftlinie 128 % ergibt. Von der Quelle bis zur Przemsa-Mündung beträgt die Laufentwicklung im ganzen bei 139,1 km Lauflänge und 52 km Luftlinie 167,5 %.) Der Kies bleibt im flußbett selbst, der Sand an den Böschungen und auf den Borden liegen, während der feinere Schlamm erst in größerer Entfernung vom fluß seine Ruhe findet. So kommt es, daß die vom fluß entfernten, im Überflutungsgebiet liegenden flächen viel tiefer liegen als die von den größeren Sinkstoffen rascher aufgelandeten flußbörde.

Seit Anlage der Dämme hat sich dieser Zustand rapide verschlimmert. Um die Erträge der fruchtbaren flußniederung vor dem durch unzeitige Überflutungen drohenden Verderben zu schützen, errichtete man Verwallungen (Dämme oder Deiche genannt), deren früheste Entstehung auf mehrere Jahrhunderte zurückzuführen ist. Da nun der fluß nur noch zwischen diesen Verwallungen und durch sie eingezwängt dahinfließen konnte, lagerten sich die Sinkstoffe seit dieser Zeit auch nur noch zwischen den Dämmen ab, und weil dieses Ausbreitungsgebiet des Wassers und die Ablagerungsfläche erheblich geringer ist als früher, so steigt die Auflandung zwischen den Dämmen viel rascher in die höhe und auch das Hochwasser muß dem-

zufolge immer höher ansteigen. Diesem höheren Anschwellen der Fluten folgte immer wieder die weitere Erhöhung der Dämme, weil der Grund und Boden mit der fortschreitenden Kultur und Besiedelung wertvoller und sein Schutz immer mehr erwünscht wurde. Jetzt sind aus diesen anfangs einige Decimeter hohen Verwallungen bis 4 und 5 m hohe Deiche geworden, deren weitere Erhaltung und Erhöhung natürlich immer kostspieliger wird. Die Bodenkultur dieses schlesischen Weichselgebietes hat nach heutiger Erkenntnis offenbar eine in wasser- und volkswirtschaftlicher Hinsicht nicht erwünschte Entwicklung genommen. Die Bodenverhältnisse, die Lage und das Klima weisen hauptsächlich auf Wald-, Wiesen-, Weide- und Teichwirtschaft hin, während der Ackerbau hier nur in geringerem Maße als geschehen zur Geltung kommen durfte.

Wenn jetzt aber der Ackerbau vorherrscht, so hat hierzu die vor 40–50 Jahren stattgefundene Preissteigerung des Getreides beigetragen, obgleich die meist recht mäßigen Erträge unter dem überaus feuchten, rauhen Klima dem kalten, undurchlässigen Boden nur mit viel Mühe und Kostenaufwand abgerungen werden können, sodaß in Verbindung mit dem Rückgang der Preise für Feldfrüchte und der Steigerung der Arbeitslöhne die Bodenrente eine bedenklich geringe geworden ist. Die Erträge der Landwirtschaft werden auch dadurch in ungünstigster Weise beeinflusst, daß der Frühling spät eintritt und deshalb die Frühjahrspflanzung und die Entwicklung der Sommerung im Vergleich mit Mittel- und Niederschlesien recht spät erfolgen kann. Die Zeit des Wachstums der Kulturpflanzen ist hier um mindestens 14 Tage kürzer als in tiefer und klimatisch günstiger gelegenen Teilen Schlesiens. Die häufigen kalten Ostwinde im Frühjahr und die recht oft zu beklagenden, noch im späten Mai eintretenden Nachfröste verursachen viel Schaden, so daß die Winterung, die bei dem meist schönen Herbst gut eingebracht werden konnte und zu den besten Hoffnungen berechtigt, im Frühjahr traurig aussieht.

Sind diese Erscheinungen in klimatisch besseren Landstrichen nur selten, so treten sie hier im Weichselgebiet fast alljährlich auf. Sein feuchtes und rauhes Klima ist durch die Lage an der Nordseite der Beskiden bedingt, wo die warmen Südwinde wenig Einfluß haben, die kalten Nord- und Ostwinde dagegen ungehindert wirken und die von Nordwesten und Westen aufsteigenden Regenwolken sich zu zahlreichen heftigen Niederschlägen verdichten. Diese wirken meist dadurch so besonders schädlich, weil ihre zeitliche Verteilung ungünstig ist und die meisten Regengüsse im Juni, Juli und August zur Zeit der Heu- und Getreideernte fallen. Verstärkt wird diese Regentendenz durch die starke Verdunstung des undurchlässigen Bodens und der großen zusammenhängenden Waldgebiete der oberschlesischen Hochebene.

Sie erzeugen selbst kalte Luftschichten, in denen die über die bekannte Wetzterscheide bei Kosel-Kandrzin heraussteigenden West- und Nordwestströmungen feuchter Luft die Niederschläge veranlassen.

Die nachstehenden Aufzeichnungen zeigen die leider recht häufig vorkommenden Niederschlagsextreme im schlesischen Weichselgebiet und erklären die dann und wann durch mehrjährige Missernten hervorgerufenen wirtschaftlichen Notstände unter der Bevölkerung. Die normalen Jahresmittel der Niederschläge im Flachlande des Gebiets der Kleinen Weichsel betragen 700—800 mm; sie wachsen mit der Terrainhöhe nach dem Gebirge und auf diesem bis 1200 mm.

Die 24stündigen und monatlichen Maxima der Niederschläge ergaben z. B. im letzten Jahrzehnt auf der

Station Weichsel in 433 m Seehöhe:

am 19. Juni 1894	= 140 mm,
Monatssumme im Juni 1902	= 383,7 " ,

Station Groß-Weichsel, Kreis Pleß in 260 m Seehöhe:

am 16. Juni 1902	= 65,4 " ,
Monatssumme im Juni 1902	= 227 " ,

Station Paschkowisena, Kreis Pleß in 249 m Seehöhe:

Monatssumme vom Juni 1894	= 159,9 " ,
" " " 1902	= 201,1 " ,
am 16. Juni 1902	= 40,6 " ,

Station Pleß in 250 m Seehöhe:

am 16. Juni 1902	= 39,9 " ,
Monatssumme Juni 1902	= 186,9 " ,
am 11. Juli 1903	= 29,2 " ,
Monatssumme Juli 1903	= 187,2 " ,

Station Rudoltowitz, Kreis Pleß in 260 m Seehöhe:

am 20. Juni 1902	= 41,5 " ,
Monatssumme vom Juni 1902	= 224 " .

Station Paschkowisena hat z. B. im Jahre 1903 einen Jahresniederschlag von 1027 mm gemessen. Mit geringen Ausnahmen haben wir hier diese großen Niederschläge fast alle Jahre in den Monaten Juni, Juli und August zu beklagen.

Diese eigenartigen Niederschlagsverhältnisse im Verein mit der Lage und dem ungünstigen Gefälle bedingen auch bei der Kleinen Weichsel ihren gefährlichen Charakter. Bei Niedrigwasser ist sie entlang der Landesgrenze ein unscheinbares Flößchen, das man durchwaten kann, mit nur 1,5 bis

2,0 cbm Mindestwassermenge in der Sekunde, in der Sohle 7 bis 20 m breit und 3,5 bis 7 m in das Alluvium eingeschnitten, umrahmt von grünen üppigen Wiesen und ein schönes Landschaftsbild darbietenden Baumwuchs. Doch nur einige Tage Regen und schon ist die Weichsel aus ihrem schmalen Bett ausgefuhrt, überflutet die Vorländer zwischen den Dämmen und das unscheinbare Flüsschen ist zu einem reißenden Strom von 50 bis 400 m Breite geworden, der die umfassenden Dämme sehr bald zu durchbrechen und zu übersteigen droht, und deren Verteidigung den Besitzern der Niederung viel Mühe und Kosten verursacht, trotzdem der Deichschutz durch Polizeiverordnungen und alle möglichen Einrichtungen organisiert ist.

Am Pegel zu Skotschau erreicht z. B. das größte Hochwasser im breiten Schotterbett 2,40 m Höhe, bei Drahomichel im tief eingeschnittenen Alluvium über 7 m, während es unterhalb Schwarzwasser allmählich auf 6 und 5 m abflacht, je nachdem die Deiche die Flut mehr oder weniger einschnüren. Das Hochwasser erreicht die preußische Grenze jetzt in 6 bis 8 Stunden, je nach der Heftigkeit der Regengüsse im Gebirge und je nachdem eine längere oder kürzere Regenperiode voranging und Boden und Gräben nichts mehr aufnehmen können. Alsdann kommt der ganze Niederschlag zum Abfluß, der im Gebirge bis 2 cbm in der Sekunde vom qkm,

bei Schwarzwasser	von	450 qkm	bis	500 cbm	} in der Sekunde
nach der Einmündung der Ilownica	"	850	"	680	
" " " " Bialka	"	940	"	700	
" " " " Psczynka	"	1400	"	980	
" " " " Gostina	"	1750	"	1200	
" " " " Przemsza	"	3911	"	2700	

Hochwasser veranlaßt.

Sind dann die extremen Niederschläge, wie es öfter vorkommt, so unglücklich verteilt, daß die Hochwasserstände der Nebenflüsse mit denen der Weichsel zeitlich zusammentreffen, so sind verheerende Katastrophen in den Überflutungsgebieten unvermeidlich.

Die Anbauverhältnisse im Niederschlagsgebiet der Kleinen Weichsel ergeben ungefähr

50	Prozent	Acker,
8	"	Wiese,
6	"	Weide,
29	"	Wald,
7	"	Teiche.

Die Größe des Überschwemmungsgebietes längs der preussischen Grenze beträgt in Preußen rund 2920 ha.

Auf österreichischer Seite ist sie längs der Landesgrenze erheblich größer und umfaßt rund 4900 "

zusammen also rund 7820 ha,

von denen rund 10 Prozent Acker,

" " " 65 " Wiese,

" " " 20 " Teich,

" " " 2 " Wald und

" " " 3 " Dorflagen sind.

Hat der Wiesenbesitzer an der Weichsel auch die Rettung des Grases im Vorlande wegen der Schnelligkeit des Anschwellens des Hochwassers (bis 80 cm in der Stunde) aufgeben müssen in der Erwartung, einen zweiten und dritten Schnitt gut zu ernten, so hofft er doch noch durch Erhaltung der Dämme wenigstens den übrigen Graswuchs der Niederung vor Verschlammung oder gänzlicher Vernichtung zu retten. Leider ist der Grasertrag der geschützten Fläche um zwei Drittel geringer als der von den oft überfluteten schmalen Vorlandswiesen, eine ebenfalls recht unerwünschte Wirkung der Eindeichung des Flusses. Seitdem hat die eingedeichte Niederung keine merkliche Aufhöhung, Düngung und Befruchtung durch die Sinkstoffe der Weichsel erfahren, während die Vorländer um 4 bis 4,5 m über das Niveau der eingedeichten Niederung aufgeschlickt wurden. Diese hochaufgelandeten Vorländer der Weichsel haben daher einen durchlässigen, mit Sand und Schlamm gemischten, warmen, sehr fruchtbaren Boden; die eingedeichte Niederung entbehrt dagegen diese Bedingungen guten Graswuchses. Hieraus geht hervor, daß die Nachteile des vorhandenen Eindeichungssystems größer sind als die Vorteile und man heut gradezu vor einer Kalamität steht, deren Beseitigung nur mit enormen Kosten und Änderung der jetzigen Bewirtschaftungsweise der Niederung möglich ist.

Man hat sich in früheren Zeiten nicht damit begnügt, den Fluß nur beliebig einzudämmen, um die Ernte der Niederung zu schützen, sondern man hat sich im Überflutungsgebiet der Weichsel auch angesiedelt, wie man es auch an anderen Flüssen findet. Die Nichtbeachtung der durch unregelmäßige Eindeichung und Auslandung entstehenden Veränderungen des Flusses und seiner Abflußverhältnisse hat manche Ortschaft schon schwer büßen müssen, und auch hier an der Kleinen Weichsel sind viele der früher wohlhabenden Gemeinden durch immer öfter auftretende Überschwemmungen verarmt.

Betrachten wir die Besiedelung des Überschwemmungsgebiets der Kleinen Weichsel etwas näher, so sind zunächst österreichischerseits die Stadt-

gemeinden zu erwähnen. Von der Quelle ca. 27 km abwärts treffen wir das Städtchen Ustron, ein wohl nur in Österreich-Schlesien und nächster Umgebung bekannter Bade- und Luftkurort, in dem Fluß-Wellen und Moorbäder verabfolgt werden. Der Ort enthält eine herzogliche Eisenhütte, hat 4683 Einwohner¹⁾ und Bahnverbindung durch eine Nebenlinie von der Station Gölleschau der sogenannten Städtebahn Bielitz-Teschen. Von Ustron aus bieten sich dem Kurgast und Touristen herrliche und bequeme Ausflüge in das hier den Weichselsfluß noch beiderseitig begrenzende Gebirge, in dem der sehr tätige Beskiden-Verein für Wege, ihre Markierung und gute Unterkunfts- und Erfrischungs-Gelegenheit gesorgt hat.

13 km abwärts von Ustron treffen wir auf das Städtchen Skotschau mit 3241 Einwohnern, einem Handel- und gewerbfleißigen Ort in reizender Lage am Fuß des Gebirges, von den Vorbergen desselben umlagert und umrauscht von dem Weichselsfluß und seiner hier mündenden Nebenflüsse, der Brennička rechts und der Blotnica links. Kommt man z. B. von dem Wislitzer Berge auf der Schwarzwasser-Skotschauer Bezirksstraße nach dem Skotschauer Talkessel, so ist das Panorama des Gebirges mit der zu Füßen liegenden Stadt und den drei genannten, wie silberne Bänder in der grünen Landschaft sich hinschlängelnden Gebirgsbäche entzückend schön und verdient bekannter zu werden. Skotschau ist auch Station der Bielitz-Teschauer Eisenbahn.

Verfolgen wir die Weichsel abwärts, so kommen wir 15 km unterhalb Skotschau in das kleine, Ackerbau treibende Städtchen Schwarzwasser mit 1505 Einwohnern. Es liegt an dem großen nach Osten umbiegenden Knie der Weichsel, dicht an der preussischen Grenze, schon in der Ebene, wo sich das schwächere Gefälle und die stauende Wirkung der Weichsel im tiefen Einschnitt schädigend bemerkbar macht. Schon oft sind die Dämme des Flusses gebrochen und sein Hochwasser hat den größten Teil der Stadt überflutet, da dieses auch den Ort noch durch Rückstau aus dem Ochabermühlgraben beherrscht. Die Bewohner haben daher vollauf Recht, wenn sie energisch und immer wieder eine Besserung der Wasserverhältnisse vom Staat fordern. Teilweise ist sie im vorigen Jahre ausgeführt, aber es bleibt noch sehr viel zu tun übrig und die gänzliche Befreiung aus den Wassernöten wäre dem vielgeplagten Städtchen recht zu gönnen.

¹⁾ Nach freundlicher Angabe des Herrn F. F. Bezirkssekretärs Hlawiczka in Bielitz.


Die Entwicklung des Postamts Kattowitz (Oberschlesien).

Von

Kutsche, Postinspektor.

(Fortsetzung.)

C. Entwicklung des Postamts in den Jahren 1875 bis 1904.

uf den gewaltigen Aufschwung, den das gesamte Erwerbsleben Anfang der siebenziger Jahre genommen hatte, folgte eine Zeit wirtschaftlichen Niedergangs. Das junge Deutsche Reich war noch nicht ausfuhrkräftig genug. Ein allgemeiner industrieller Stillstand trat ein. Die in industrielle Unternehmungen geworfenen Kapitalien lagen brach, viele spekulative Unternehmungen brachen zusammen, so daß das geschäftliche Vertrauen vielfach schwand. Diese Krisis begann im Jahre 1874 und dauerte bis zum Jahre 1879. In Kattowitz tritt dieselbe namentlich in den Jahren 1877 und 1878 in die Erscheinung. Dies ergibt sich unter anderem auch aus der Volksstatistik; denn die Einwohnerzahl stieg von 10 028 Personen im Jahre 1874 auf 10 801 im Jahre 1875 und 11 330 im Jahre 1876. Im darauffolgenden Jahre fiel sie auf 11 177 Personen und betrug 1878 11 471 Seelen. Postalisch tritt entsprechend der Zunahme der Bevölkerung noch eine bedeutende Steigerung der Einnahmen, und zwar von 33 965 Taler 6 Silbergroschen = 101 890 Mark im Jahre 1875 auf 109 348 Mark im darauffolgenden Jahre ein. Diese Zunahme der Einnahmen, somit auch des Verkehrs, findet teilweise ihre Erklärung in dem Umstande, daß beim Beginne schlechterer Zeiten die Geschäftswelt ihren Betrieb nicht einschränken und daher durch Reklame neue Kunden werben will. Es tritt daher eine gesteigerte Auflieferung von Drucksachen, überhaupt eine stärkere Benutzung der Post ein. Trotz der Verkehrssteigerung berichtete unterm 3. November 1875 der Bezirks-Postinspektor, daß beim Postamte die Annahmestelle für Geldbriefe und Postanweisungen mit der Ausgabestelle für Geldbriefe und der Auszahlungsstelle für Postanweisungen vereinigt und infolge dieser Geschäftsvereinigung zwei Beamtenkräfte entbehrlich gemacht werden könnten. Daraufhin wurden am 1. Dezember zwei Beamte versetzt. Die hohen Anforderungen, welche der Dienst zu Weihnachten und Neujahr an und für sich an die Leistungsfähigkeit der einzelnen Beamten stellt, wurden durch diese Maßnahme ins Unerträgliche gesteigert. Die Folgen blieben nicht aus; denn nicht weniger als sechs Beamte erkrankten in der kurzen Zeit vom 30. Dezember 1875

bis 8. Februar 1876, ein Posteleve infolge Überanstrengung sogar sehr schwer. Die Ober-Postdirektion sah sich daher veranlaßt, am 15. Februar zunächst eine Beamtenkraft dem Postamte wieder neu zuzuteilen. Inzwischen war im Jahre 1875 zur Unterstützung des Postdirektors in der Beaufsichtigung des Dienstbetriebes und in der Wahrnehmung der Kontrollen ein Postkommissar überwiesen worden. Der Umstand, daß das Telegraphenwesen fortgesetzt Zuschüsse vom Reich beanspruchte, war der Anlaß, daß die Telegraphie am 1. Januar 1876 mit der Post vereinigt wurde. Auch in Kattowitz waren die Einnahmen in den letzten Jahren zurückgegangen, während die Ausgaben dieselben blieben. Von 2196 Taler im Jahre 1869 waren die Einnahmen 1870 auf 2524 Taler, 1871 auf 3153 Taler, 1872 auf 4042 Taler, 1873 auf 5023 Taler oder 15 069 Mark gestiegen; 1874 betrugen sie aber nur noch 14 880 Mark, 1875 14 390 Mark. In der Telegraphie zeigt sich hiernach der Eintritt der Krisis im Verkehrsleben deutlicher als im Postverkehr. Trotz der Verkehrsabnahme blieben die Einnahmen der Telegraphenstation in Kattowitz immer noch auf einer Höhe, daß die Ausgaben gedeckt werden konnten, wenn auch der Überschuß ein äußerst geringer war. Aus dem Leben der selbständigen Telegraphenstation sind nur wenige interessante Einzelheiten zu erwähnen. Eine gewisse Aufregung in den gleichmäßigen Dienst brachte der Einbruch, welcher in der Nacht vom 20. zum 21. Dezember 1873 in die Diensträume verübt wurde. Außer den unbedeutenden Kassengeldern wurden Marken und das Dienstiegel gestohlen. Obwohl sofort eingehende Nachforschungen nach den Verbrechern angestellt wurden, blieben sie doch erfolglos.

Das Haus, in welchem sich die Telegraphendiensträume befanden, ging im Jahre 1873 an den Restaurateur Gutherz über, mit welchem am 10. Dezember ein neuer Vertrag für die Zeit vom 1. April 1874 bis 1. April 1879 abgeschlossen wurde. Dieser Vertrag war der Grund, weshalb in Kattowitz die Telegraphie nicht bereits am 1. Januar 1876 mit der Post vereinigt wurde. Um wenigstens die Einheitlichkeit des Verkehrs herbeizuführen, wurde bereits im Mai 1877 die Telegraphenstation dem am 1. Oktober 1876 an Stelle des v. Seydlitz nach Kattowitz versetzten Postdirektor Schuppe unterstellt, während die räumliche Vereinigung der beiden Verkehrsanstalten erst mit Ablauf des von der Telegraphenverwaltung abgeschlossenen Mietsvertrages, also am 1. April 1879 eintrat.

Wenn schon die Lage der Industrie und der Handelswelt durch die 1874 eingetretene Krisis eine trübe und niederdrückende war, so wurde sie namentlich im oberschlesischen Industriegebiet, mithin auch in Kattowitz, eine geradezu trostlose, als am 1. Januar 1877 Eisen, Bleche, Guß-, Schmiede- und Stahlwaaren vom Eingangszolle befreit wurden, so daß der

ausländische Wettbewerb die ohnehin gedrückten Preise und Erwerbsverhältnisse noch mehr herabdrückte, und eine größere Anzahl von Werken gezwungen war, den Betrieb einzustellen. Als dann 1877 noch der russisch-türkische Krieg ausbrach und ein bedeutendes Fallen der russischen Valuta mit sich brachte, was einer russischen Zollerhöhung gleichbedeutend war, als im weiteren die Grenze nach Rußland infolge der daselbst herrschenden Rinderpest gesperrt und dadurch dem stark bevölkerten, Ackerbau und Viehzucht nur im geringen Maße treibenden obererschlesischen Industriegebiet der Bezug des billigen polnischen Viehes und Fleisches unmöglich wurde, da trat die Not in erhöhtem Maße ein. Damals waren in allen Industriezweigen Arbeiterentlassungen, Verkürzungen der Arbeitszeiten, Herabsetzung der Löhne an der Tagesordnung. Die Armenlasten stiegen ganz bedeutend, da die Arbeiter der benachbarten Gruben, Hütten und Fabriken vielfach in der Stadt wohnten und nun der Stadt zur Last fielen. Während 1867 nur 75 353 Mark Steuern aufzubringen waren, stiegen dieselben bereits 1875 auf 214 743 Mark und 1878 auf mehr als eine Viertel Million Mark. Die Folgen dieser trostlosen Lage waren zahlreiche Konkurse und Liquidationen sowie der starke Abzug wohlhabender Leute. Daß unter diesen Umständen eine Steigerung des postalischen Verkehrs nicht eintreten konnte, liegt auf der Hand. Damit war auch eine Stagnation in Herbeiführung von Verkehrserleichterungen und Verkehrsverbesserungen verbunden.

Nur eine innerpostalische Verbesserung trat insofern ein, als mit Rücksicht auf die räumliche Vereinigung der Postanstalt und der Telegraphenstation mit Ring unterm 31. Mai 1878 ein neuer Mietsvertrag für die Zeit vom 1. April 1879 bis 31. März 1894 abgeschlossen wurde. Nach diesem Vertrage erhielt die Post das Haus, in welchem sie sich bereits befand, zur alleinigen Benutzung. Hierauf wurde das Erdgeschoß mit elf Zimmern für Postdienstzwecke, drei Zimmer der ersten Etage für Telegraphendienstzwecke eingerichtet, die übrigen Räume in der ersten Etage für den Postdirektor und für einen Beamten bestimmt, während im Dachgeschoße zwei Unterbeamte Dienstwohnungen erhielten. Die Miete wurde auf 5400 Mark jährlich vereinbart. Dieser Mietsbetrag war sehr mäßig; offenbar haben auf die Höhe desselben die damaligen traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse eingewirkt. Die räumliche Vereinigung der beiden Verkehrsanstalten gestattete die Verminderung des Beamtenpersonals um eine Kraft; es waren nunmehr beim Postamte außer dem Postdirektor 14 Beamte beschäftigt, von denen 4 ausschließlich in der Telegraphie Verwendung fanden. Die Zahl der Unterbeamten belief sich damals auf 18.

Im Jahre 1879 wurde die wirtschaftliche Krisis im allgemeinen überwunden. Von diesem Jahre ab zeigt sich daher auch eine gleichmäßig

fortschreitende Entwicklung der Stadt und des Verkehrs, welche vom Jahre 1895 ab eine ungewöhnliche Ausdehnung annahm.

In der zweiten Hälfte der siebenziger Jahre war in Kattowitz mit Rücksicht auf die allgemeine Notlage und die damit verbundene Geldknappheit fast gar nicht gebaut worden. Da die Einwohnerzahl sich in diesem Zeitraume trotz des ungünstigen Arbeitsmarktes um etwa 1500 Seelen vermehrt hatte, so hatte sich allmählich eine ungewöhnlich große Wohnungsnot herausgebildet. Bei der Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, wie sie nach Einführung weitgehender Schutzzölle im Jahre 1879 eintrat, begann auch die Bautätigkeit in Kattowitz wieder rege zu werden. Neue Häuser wurden namentlich in der Holkestraße, in der Mühlsstraße und in der Aßervorstadt gebaut. Infolge der gleichmäßigen ruhigen Entfaltung von Industrie und Handel und der Bautätigkeit trat auch ein Zuzug von Handwerkern, Arbeitern und Gewerbetreibenden ein. Alle diese Umstände verfehlten nicht, ihre Wirkung auf den postalischen Verkehr auszuüben. Dazu kommen die vielen Neuorganisationen, welche der damalige Chef der Post- und Telegraphenverwaltung, Staatssekretär v. Stephan, ins Leben rief.

Nachdem die Tarverhältnisse Anfang der siebenziger Jahre auf neuen Grundlagen geregelt und enge Beziehungen mit den übrigen Staaten durch Bildung des Weltpostvereins herbeigeführt worden waren, steckte er sich als neues Ziel die Ausgestaltung des Landbestellwesens durch Vermehrung der Bestellungen, durch Einrichtung von Postagenturen und Posthilfsstellen und durch die Vermehrung der Briefkasten. Diese Verbesserungen für den Landpostdienst mußten naturgemäß auch eine günstige Einwirkung auf die Gestaltung der Ortsbestellverhältnisse ausüben, da ja der größere Verkehr in den Orten mit Postanstalten erst recht berücksichtigt werden mußte.

Auch Kattowitz und seine Umgebung erhielten damals mehrfache Verbesserungen in postalischer Hinsicht. Anfang des Jahres 1880 wurden außer den jetzt noch zum Landbestellbezirk des Postamts gehörigen Orten die jetzigen Postämter Hohenloehütte, Bogutschütz, Zawodzie und Zalenze sowie die Postagenturen Domb und Idaweiche mit ihren Bestellbezirken von Kattowitz aus bestellt. Es waren dies im ganzen 39 Landorte, von denen 10 Orte bereits eine 13 malige Bestellung wöchentlich hatten. Auf Grund der Verfügung vom 16. Dezember 1880 wurde dem Postamte eine neue Unterbeamtenkraft überwiesen, um einzelnen weiteren aufstrebenden Landorten den Vorteil einer zweiten Bestellung zu gewähren. Im darauffolgenden Jahre wurde die Sonntagsbestellung nach Fanny-Franzhütte, Hohenloehütte, Josefsdorf, Karolinengrube, Ferdinandgrube und Zawodzie eingerichtet.

Die Ortsbestellung fand damals noch dreimal statt, die 5 Briefkasten am Orte wurden 5 Mal geleert. Erst 1883 gelangte ein weiterer Briefkasten — am Kreis-Ständehause — zur Aufstellung.

Am 1. August 1881 wurde in Bradegrube, am 15. August in Friedrichsgrube eine Postagentur eingerichtet; beide Postanstalten wurden in Bezug auf den Betriebsverband und die Rechnungslegung dem Postamte Kattowitz zugeteilt.

Inzwischen hatte sich der Verkehr weiter gehoben, namentlich hatte sich die Zahl der Abholer derart vermehrt, daß der Markenverkauf vorübergehend von der Brief-Aannahme und Ausgabe losgelöst und der Geldannahme zugeteilt wurde. Der Andrang an die Schalter war bei Ankunft der Postzüge ein so stürmischer, daß die Polizei in Anspruch genommen werden mußte, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Ebenso hatte sich der Paketverkehr bedeutend entwickelt; zur Bestellung am Orte gelangten im Jahre 1882 täglich etwa 60 Stück, von denen der größere Teil zur ersten Bestellung vorlag. Bei der großen Ausdehnung von Kattowitz — die größten Diagonaten betrugen damals 2400 bzw. 800 Meter — genügten bei der ersten Bestellung die beiden Unterbeamten nicht, da die Sendungen mittels Handkarrens ausgefahren wurden. Da andererseits die drei Ortsbriefträger am Vormittage überlastet waren, so beantragte das Postamt die Einführung der Paketbestellung mittels Wagens und die Zuweisung der bei der Paketbestellung verfügbaren Hilfskraft zur Ortsbriefbestellung. Diesem Antrage wurde am 1. April 1883 entsprochen. Postfuhrhalter wurde der Fuhrunternehmer Walloschek, der für jede Fahrt eine Vergütung von 2 Mark 50 Pfg. erhielt. Diese Einrichtung machte sich zwar in den ersten Jahren durch die auf gekommenen Paketbestellgelder nicht bezahlt, wurde aber trotzdem mit Rücksicht auf die eigenartigen schwierigen Verhältnisse in Kattowitz beibehalten. Erst im Etatsjahre 1889/90 wurde aus der Paketbestellung ein Überschuß von 568 Mark erzielt.

Am 1. April 1884 wurde in Hohenlohehütte eine Postagentur eingerichtet, welche in Bezug auf den Betriebsverband und die Rechnungslegung dem Postamte zugeteilt wurde. Abgesehen davon, daß der genannte Ort hierdurch bedeutende Verkehrserleichterungen erhielt, konnten die Landbestellverhältnisse der übrigen, beim Postamte Kattowitz verbliebenen Landorte durch Ausdehnung der zweiten Bestellung auf mehrere Orte verbessert werden.

Am 1. Oktober 1885 fiel der Postverwaltung die neue Aufgabe zu, durch Zahlung der Unfallentschädigungen an der Durchführung des Unfallgesetzes mitzuwirken. Für das Postamt Kattowitz bedeutete dies eine erhebliche Arbeitsleistung, da bei der großen Zahl industrieller Betriebe viele

Unfälle vorkommen und demgemäß die Zahl der Rentenempfänger sich von Jahr zu Jahr nicht unbeträchtlich vermehrte.

Die durch die Pariser Postpaket-Übereinkunft vom 3. November 1885, sowie das Lissaboner Übereinkommen, betreffend den Austausch von Postaufträgen, vom 21. März 1885 im allgemeinen gebrachten Erleichterungen im Verkehr mit dem Auslande waren für Oberschlesien nur sehr geringfügig, da das hauptsächlich in Betracht kommende, benachbarte Rußland diesen Übereinkommen nicht beitrug.

Inzwischen war ein neues Verkehrsmittel erfunden und eingeführt worden, der Fernsprecher. Bereits in dem Berichte an den Reichskanzler vom 9. November 1877, also kurze Zeit nach der am 24. Oktober desselben Jahres erfolgten ersten Probe, führte der Staatssekretär von Stephan aus, daß nach seiner Überzeugung der Erfindung noch eine große Zukunft im Bereiche des menschlichen Verkehrs bevorstehe. Die nachfolgende allgemeine Einführung dieses Verkehrsmittels hat seine Voraussetzung bestätigt. Bereits in der Reichstagsrede vom 18. Januar 1889 konnte er seine frühere Erklärung dahin abändern, daß das Telephon ein Machtelement im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Völker geworden sei. Auch im obereschlesischen Industriegebiet, namentlich in Kattowitz hat sich der Fernsprecher als ein wirksames Werkzeug zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Interessen herausgebildet.

Im Jahre 1883 wurde mit dem Bau der Fernsprecheinrichtungen im obereschlesischen Industriegebiet begonnen und am 15. Februar 1884 wurden sie dem Betriebe übergeben. Das ganze Gebiet der Kreise Tarnowitz, Gleiwitz, Beuthen, Königshütte und Kattowitz wurde zunächst als ein einheitliches Verkehrsnetz angesehen, weshalb nur ein Vermittelungsamt — in Beuthen — eingerichtet wurde. Die Gebühr wurde auf jährlich 200 Mark festgesetzt. In Kattowitz und seinem Landbestellbezirk waren zur Zeit der Betriebseröffnung zehn Teilnehmer angeschlossen. Bereits bis zum November desselben Jahres erhöhte sich die Zahl der Sprechstellen auf 22. Am 1. Oktober 1885 wurde Kattowitz selbständiges Vermittelungsamt mit 40 Sprechstellen und mehreren Verbindungsleitungen nach den benachbarten Vermittelungsanstalten. Täglich wurden im Orte etwa 70 Verbindungen, nach anderen Orten 250 Verbindungen ausgeführt. Das damalige Beamtenpersonal reichte infolgedessen nicht mehr aus, weshalb ein Antrag auf Überweisung eines neuen Beamten an die Ober-Postdirektion gerichtet wurde. Dieser wurde Ende September 1885 bewilligt, so daß nunmehr 15 Beamte außer dem Postdirektor beim Postamte tätig waren.

Im Monat April 1885 waren die Einnahmen im Telegrammverkehr gegenüber dem gleichen Monat des vorhergehenden Jahres ein wenig

zurückgeblieben. In dem dieserhalb erstatteten Berichte führte der Postdirektor Drescher, welcher seit dem 1. April 1885 das Postamt verwaltete, folgendes aus: „Der Einfluß, den die im ausländischen Verkehr ausgegebenen Telegramme auf die Einnahmen des Postamts ausüben, tritt jedesmal in die Erscheinung, sobald die handelspolitischen Beziehungen mit Rußland durch vorübergehende oder bleibende Neuerungen von empfindsamer Tragweite eine ungünstige Verschiebung erleiden. So haben die Getreidehändler, namentlich auch die seit April 1885 bestehende Dampfmühle von Fiedler & Glaser die in Rußland gemachten Einkäufe soweit tunlich rückgängig gemacht, sobald die Annahme der Getreidezölle vollzogene Tatsache und hier zur Kenntnis gekommen ist.“ Nach der geringeren Zunahme der Porto-Einnahmen gegenüber den vorhergehenden Jahren zu schließen, haben die unterbrochenen bezw. erschwerten Grenzbeziehungen auch auf den Postverkehr nachteilig eingewirkt. Nach den vom Reichs-Postamte herausgegebenen statistischen Heften sind die Porto-Einnahmen des Postamts in den Jahren 1884 bis 1887 von 138 071 Mark auf nur 141 438 Mark gestiegen.

Erst mit dem Jahre 1888 beginnt eine bedeutendere Verkehrs-entwicklung. Der Zollschutz, den Eisen und Eisenwaren und somit die obereschlesische Industrie genossen, hob allmählich die nachteilige Wirkung der erhöhten Zölle auf Getreide und sonstige landwirtschaftliche Produkte auf. Da die Industrie infolge des Zollschutzes sich in einer verhältnismäßig günstigen Lage befand, konnten auch die Arbeiter hohe Löhne erhalten; sie waren daher trotz der erhöhten Ausgaben für Brot und Fleisch leistungsfähig, was auf die Gestaltung des Handels von günstigem Einfluß war. Dazu kam noch die industrielle und bergbauliche Entfaltung des benachbarten russischen Grenzgebiets Ende der achtziger Jahre. Zunächst wurden nämlich daselbst fast ausschließlich deutsche Beamte aus dem obereschlesischen Industriegebiete angestellt, welche ihre nicht unbedeutenden Einkäufe in Kattowitz, der nächsten größeren deutschen Stadt, machten. Dieser Umstand trug gleichfalls nicht unwesentlich dazu bei, daß der Handel damals in Kattowitz blühte. Die dadurch bedingte Steigerung des postalischen Verkehrs tritt namentlich bei den Porto-Einnahmen des Postamts in die Erscheinung, welche in den Jahren 1887 bis 1890 von 141 438 Mark auf 175 624 Mark steigen, die Einwohnerzahl vermehrte sich von 14 198 im Jahre 1885 auf 16 513 im Jahre 1890.

Dieser Zunahme des Verkehrs wurde seitens der Postverwaltung durch Vermehrung des Personals Rechnung getragen. Da der Postdirektor nicht mehr imstande war, neben der Leitung des Postamts die Hauptkasse zu führen und die erforderlichen zahlreichen Kontrollen wahrzunehmen, wurde am 1. April 1888 dem Postamte ein Postkassierer zugeteilt. Die dem Post-

ante überwiesenen Unterbeamtenkräfte dienten hauptsächlich zur besseren Ausgestaltung der Landbestellverhältnisse. Ferner wurde damals die Zahl der Briefkästen im Orte auf 12, die Zahl der täglichen Kastenleerungen auf 7 erhöht, die Geldbestellung durch Bildung von zwei Revieren neu geregelt. Da in den Fernsprechleitungen und den Apparaten häufig Störungen auftraten, erhielt das Postamt auch eine ständige Kraft, welche im Telegraphenbau genügend ausgebildet und mit der Auffuchung und Beseitigung von Fehlern vertraut war. Der Fernsprechverkehr hatte inzwischen eine bedeutende Ausdehnung erlangt. 1890 bestanden in Kattowitz bereits 60 Anschlüsse. Der Fernverkehr war 1887 auf Breslau, 1889 auf Ratibor, Brieg und Waldenburg ausgedehnt worden.

Im Tarwesen traten in dieser Zeit keine bedeutende Änderungen ein. Nur das Bestellgeld für Pakete auf das Land im Gewichte von mehr als $2\frac{1}{2}$ kg wurde im Jahre 1888 auf 20 Pfg. herabgesetzt. Nachdem 1886 der Meißtbetrag der Nachnahmen auf 400 Mark erhöht worden war, fand im April des Jahres 1890 eine Umgestaltung des Gebührentarifs für Nachnahmesendungen statt. Nach dieser noch jetzt gültigen Feststellung wird für die Nachnahmen außer dem gewöhnlichen Brief- oder Paketporto und der etwaigen Versicherungs- und Einschreibgebühr eine Vorzeigebühr von 10 Pfg. erhoben; außerdem kommt noch die Postanweisungsgebühr für die Übermittlung des eingezogenen Betrages zur Verrechnung. Eine Ermäßigung der Gebühren trat auch bei Drucksachen insofern ein, als das Porto für Sendungen im Gewicht von 50 bis 100 g auf 5 Pfg. herabgesetzt wurde. Diese Änderungen im Tarifwesen hatten auf die Gestaltung des Verkehrs und der Einnahmen keinen nennenswerten Einfluß.

Die günstige Lage der Industrie im Jahre 1889 veranlaßte die Arbeiter Oberschlesiens, eine Lohnerhöhung zu fordern. Da diese nicht bewilligt wurde, trat ein allgemeiner Ausstand ein. In dem benachbarten Königshütte waren damit Erzesse der Arbeiter verbunden, die verkehrsstörend wirkten. In Kattowitz dauerte der Ausstand indessen nur wenige Tage und hatte auf das Geschäftsleben und demgemäß auf den Postverkehr keinen Einfluß. Dagegen wurde die Telegraphie einige Zeit in Mitleidenschaft gezogen, weil der Telegraphendienst mit Rücksicht auf die Ungewißheit der Lage auf die Nachtzeit ausgedehnt wurde.

Im Jahre 1891 trat das Invalidengesetz in Kraft, welches der Postverwaltung die Aufgabe stellte, den Verkauf der Invalidenmarken und die Zahlung der Renten auszuführen. Damit wurde der Postverwaltung eine bedeutende Arbeitslast aufgebürdet ohne irgendwelche Entschädigung.

Anfang der neunziger Jahre wirkten verschiedene Ereignisse auf die Entwicklung des Geschäftslebens von Kattowitz hemmend ein. Während

Kattowitz von 1860 bis 1890 der bedeutendste Markt für den Kohलगroßhandel in Oberschlesien war, änderte sich dies, als es zwei Berliner Kohlenhändlern, Caesar Wollheim und Friedlaender, gelang, nahezu den gesamten Kohlenhandel Oberschlesiens durch Abschlüsse mit den Grubenverwaltungen an sich zu reißen. Der Großhandel wurde infolgedessen nach Berlin übertragen, was nach Herstellung der Fernsprechverbindung von Oberschlesien nach Berlin leicht möglich war. 1893 zogen mit Rücksicht auf die Höhe der in Kattowitz zu zahlenden Steuern nicht weniger als sechs Millionäre nach Breslau und Berlin, eine Folge des in demselben Jahre in Kraft getretenen neuen Kommunalabgabengesetzes. Im weiteren fand damals die Auflösung der Georg von Kramsta'schen Verwaltung statt, welche durch den Verkauf der ausschließlich in Rußland liegenden Werke an eine russische Gesellschaft bedingt war. Endlich ist noch der Zollkrieg zu erwähnen, welcher 1893/94 für kurze Zeit zwischen Deutschland und Rußland bestand und den Grenzverkehr nahezu lahm legte. Die Wirkung dieses Zollkrieges zeigt sich recht deutlich an den Einnahmen des hiesigen Zollamts. Während dieselben 1892 2 302 138 Mark betrug, fielen sie 1893 auf 1 128 012 Mark und 1894 sogar auf 869 123 Mark, um nach Abschluß des deutsch-russischen Handels- und Schiffahrtsvertrages im Jahre 1895 auf 1 632 198 Mark zu steigen. Postalisch übte die Grenzsperrre insofern eine Wirkung aus, als die Zahl der Pakete, welche über Kattowitz nach Rußland geleitet wurden, von 7488 Stück im Jahre 1893 auf 5408 Stück im Jahre 1894 zurückging, um im darauffolgenden Jahre auf 8580 Stück zu steigen. Im übrigen zeigen die Einnahmen und der gesamte Brief- und Postverkehr auch in dieser Zeit bei dem Postamte Kattowitz eine steigende Tendenz, wie aus der in der Anlage beigefügten Nachweisung hervorgeht. Dies hängt einerseits mit der Zunahme der Bevölkerung, andererseits mit der günstigen wirtschaftlichen Lage zusammen.

Welcher Einfluß von dem neuen deutsch-russischen Handels- und Schiffahrtsvertrage auf das geschäftliche und gewerbliche Leben von Kattowitz erwartet wurde, spiegelt sich recht deutlich in dem Antrage des Postamts auf Überweisung eines Ober-Postsekretärs vom 26. April 1894 wieder. „Die Genehmigung des deutsch-russischen Handels- und Schiffahrtsvertrages seitens des Reichstages hat in die hiesige Handels- und Geschäftswelt ein ungeahntes Leben gebracht. Genauere Kenner der Verhältnisse des ober-schlesischen Industriebezirks behaupten schon jetzt, daß die zahlreichen, teils neu angeknüpften, teils wieder aufgefrischten Beziehungen zu Rußland von Dauer sein werden und auch den schon jetzt recht regen Verkehr mit Österreich noch beleben werden. Gerade der Stadt Kattowitz steht hierdurch ein bedeutender Handelsgewinn in sicherer Aussicht, welcher auf die Hebung

des postalischen Verkehrs einen bedeutenden Einfluß ausüben wird. Der Zuzug von soliden Geschäftsleuten ist in letzter Zeit so erheblich gewesen, daß die Nachfrage nach Geschäftslokalen und Wohnungen nicht befriedigt werden kann.“

In dieser Zeit vermehrte sich die Einwohnerzahl jährlich um etwa 700 Seelen; die Folge hiervon war die Errichtung einer größeren Anzahl neuer Häuser und die Ausdehnung des Geschäftsverkehrs. Postseitig gelangten damals verschiedene bedeutende Verkehrsverbesserungen zur Durchführung. Nachdem bereits im Jahre 1889 die Postagentur in Hohenlohehütte in ein Postamt umgewandelt worden war, erhielt der aufstrebende Nachbarort Zawodzie vom 10. Juni 1891 ab eine dritte Bestellung, welche um 6 Uhr abends erfolgte und bei welcher die Sendungen von dem wichtigen, kurz nach 5 Uhr eintreffenden Schnellzuge zur Abtragung gelangten. Am 15. November 1891 wurde eine vierte Ortsbestellung in Kattowitz eingeführt, so daß nunmehr sämtliche, mit den wichtigsten Tageszügen eintreffenden Sendungen den Adressaten sofort zugestellt wurden. Die Landbestellung in den 24 Landorten, welche noch zum Bestellrevier von Kattowitz gehörten, konnte infolge der Verkleinerung des Bestellbezirks nach Einrichtung einer Postagentur in Idaweihe — 1. April 1891 — wesentlich verbessert werden. Sechs Landorte hatten eine einmalige, 14 Ortschaften eine zweimalige, zwei Ortschaften sogar eine dreimalige tägliche Bestellung. In der Stadt waren inzwischen zwei amtliche Verkaufsstellen für Postwertzeichen, auf dem Lande drei eingerichtet, die Zahl der Briefkasten im Orte auf 18, in den beim Postamte verbliebenen Landorten auf 12 Stück erhöht worden. Gleichzeitig trat eine Vermehrung des Beamtenpersonals um sechs Kräfte, des Unterbeamtenpersonals um fünf Kräfte ein. Es waren somit 28 Beamte und 37 Unterbeamte beim Postamte beschäftigt.

Bereits im Jahre 1885 hatte sich die Unzulänglichkeit der angemieteten Postdiensträume bemerkbar gemacht. Mit Genehmigung der Ober-Postdirektion waren daher damals schon Verhandlungen mit Loebinger wegen Überlassung seines in der Holzestraße gelegenen Grundstückes angeknüpft worden. Da die Lage des Grundstückes bei der unmittelbaren Nähe des Bahnhofs als eine äußerst günstige angesehen werden mußte, endeten diese Verhandlungen trotz mancher Bedenken der Verwaltung mit dem Kaufvertrage vom 28. März 1888, nach welchem das 138 Quadratmeter große Grundstück für 27 100 Mark der Post überlassen wurde. Gleichzeitig beantragte das Postamt den baldigen Bau eines reichseigenen Gebäudes. Der bezügliche Bericht lautet: „Infolge der vielen und großen industriellen Unternehmungen wird der Ort als Sitz zahlreicher Verwaltungen mit enormen Reichtümern von fremden und Vertretern größter Firmen immer

mehr besucht, wodurch ihm ein über das Verhältnis seiner Einwohnerzahl — 14 752 Personen — weit hinausgehender, großstädtischer Anstrich verliehen wird. Mit dem Emporblühen des Handels und der Industrie und dem Wachstum der Bevölkerung hält auch seit dem Jahre 1878 die Zunahme des postalischen Verkehrs gleichen Schritt. Da die Diensträume weder dem Verkehrsbedürfnisse, noch den Erfordernissen einer gesicherten und geordneten Wahrnehmung des Dienstbetriebes, noch der Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Beamten entsprechen und ebenso wenig die Anforderungen des Anstandes in gewünschter Weise erfüllen können, ist der Bau eines reichseigenen Postgebäudes ein dringendes Bedürfnis geworden.

Aber nicht allein die Beamten, sondern auch das Publikum hat unter der Unzulänglichkeit und geringen Zweckmäßigkeit der Diensträume empfindlich zu leiden. Zu den drei Schaltervorräumen der Briefannahme, der Geldannahme und Paketannahme führen zwei unbequeme, 60 Schritt von einander entfernt liegende Eingänge, von denen der eine in einer zugigen Einfahrt gelegen ist. Die Enge und Zerrissenheit der Schalteranlagen wird seitens des Publikums unangenehm empfunden."

Die Vorarbeiten für den Bau eines reichseigenen Postgebäudes wurden nunmehr in Angriff genommen. Inzwischen wurde im Jahre 1890 der Postdirektor Hawrda nach Kattowitz versetzt. Dieser erachtete das erworbene Löbinger'sche Grundstück für einen Posthausbau als unzulänglich und verstand, die Ober-Postdirektion von der Richtigkeit seiner Anschauung zu überzeugen. Gleichzeitig schlug er den Ankauf des der Stadt gehörigen Schulgrundstückes in der damaligen Bahnhof-, jetzigen Poststraße vor, welches schließlich für den Preis von 57 000 Mark angekauft wurde. Das früher erworbene Löbinger'sche Grundstück wurde nach vielen Bemühungen für 27 600 Mark an Wolff verkauft, so daß der Verwaltung aus dem Handel kein Schaden erwuchs.

Der Bau des neuen Postgebäudes wurde nunmehr rasch gefördert. Bereits am 1. Januar 1894 konnte das schmuße, in deutscher Frührenaissance ausgeführte Gebäude bezogen werden.

Da das neue Postgebäude von der Eisenbahnstation etwa 200 Meter weiter entfernt liegt, als die bisherigen Mieträume, die Beförderung der zahlreichen Pakete vom Bahnhofe zum Postamte und umgekehrt infolgedessen mehr Kräfte beanspruchte, da im weiteren im Mai des Jahres 1894 die Züge der Rechten-Oder-Ufer-Eisenbahn nicht mehr bis Schoppinitz, sondern bis Kattowitz geführt wurden, wodurch dem Postamte bedeutende Mehrleistungen erwuchsen, so mußte damals das Unterbeamtenpersonal auf 42 Kräfte vermehrt werden.

Vom Jahre 1894 ab entwickelte sich Kattowitz in gradezu ungewöhnlicher Weise. Vor allem nahm der Ort mit seiner nächsten Umgebung Anteil an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwunge, der sich in Deutschland auf allen Gebieten des gewerblichen und industriellen Lebens geltend machte.

Für Kattowitz kam noch ein weiteres Ereignis hinzu, das gleichfalls zur Hebung des Verkehrs nicht unwesentlich beitrug: die Errichtung einer Eisenbahndirektion am Orte. Durch den damit verbundenen Zuzug von über 40 höheren, nahezu 400 mittleren und über 150 unteren Beamten, sowie von etwa 400 Arbeitern wurde die Einwohnerzahl sofort um ein Bedeutendes vermehrt. Eine ungewöhnliche Bautätigkeit war die Folge dieser Bevölkerungszunahme. Die Lücken in den einzelnen Straßenzügen wurden durch Neubauten ausgefüllt, neue Straßen ausgebaut, die Acker- und Fabrikvorstadt, welche bis dahin nur aus einzelnen Häusern bestanden, verdichteten sich zu modernen Stadtteilen. Viele Bauarbeiter, Handwerker und Gewerbetreibende ließen sich in Kattowitz nieder. Die Folge hiervon war die Hebung des Handelsstandes, eine bedeutende Steigerung des Werts der Grundstücke, ein gewaltiges Heranströmen von Kapitalien und eine schnellere Circulation von Geldern.

Für die Stadt ergaben sich hieraus höhere Einnahmen aus Steuern und aus dem Verkauf brach liegender Grundstücke. Die Stadtverwaltung, an deren Spitze der Bürgermeister Schneider stand, nahm auf Veranlassung des letzteren die günstige Gelegenheit wahr, um der Stadt die nötigen Bildungsanstalten zu verschaffen. Zu dem Gymnasium kam eine Realschule, eine Baugewerkschule, höhere Mädchenschule u. s. w. Den zugezogenen Beamten war dadurch die Möglichkeit geboten, ihre Kinder während der Schulzeit zu Hause zu behalten, wodurch der Stadt wieder indirekt Vorteile erwuchsen. Auf alle Einzelheiten der Tätigkeit der städtischen Verwaltung einzugehen, würde hier zu weit führen. Hervorgehoben muß aber werden, daß durch die Maßnahmen der Stadt das Deutschtum in jeder Hinsicht gefördert wurde, daß die Stadt heutzutage ein wichtiger Punkt deutschen Denkens und Handelns ist.

Das gewaltige geistige, industrielle Leben, welches in Kattowitz pulsierte, hatte naturgemäß einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des postalischen Verkehrs, dem seitens der Postverwaltung durch Erweiterung der Ortsbestellung, durch Vermehrung der Briefkasten, durch Einlegung neuer Briefkastenleerungen, durch den weiteren Ausbau des Fernsprechnetzes und durch Vermehrung des Beamten- und Unterbeamtenpersonals Rechnung getragen werden mußte. Hohe Anforderungen wurden damals an den Postdirektor Hawrda gestellt, welcher die Entwicklung des Verkehrs in

seinen verschiedenen Phasen genau verfolgen mußte, um zur Vermeidung von Betriebsstörungen rechtzeitig die erforderlichen Maßnahmen treffen zu können.

Während Anfang des Jahres 1895 die Briefbestellung in sieben Revieren, die Paketbestellung in einem Revier und die Geldbestellung vormittags in zwei, nachmittags in einem Reviere ausgeführt wurde, erfolgte die Briefbestellung nach Verlegung der Eisenbahndirektion nach Kattowitz in zehn Revieren, die Paketbestellung vormittags in zwei und nachmittags in einem Revier und die Geldbestellung auch an Nachmittagen in zwei Revieren. Bereits ein halbes Jahr später, am 11. Oktober 1895, mußten weitere fünf Unterbeamten und sechs Beamtenkräfte beantragt werden, da der Verkehr sich in allen Stellen, namentlich auch im Telegraphen- und Fernsprechwesen, bedeutend gesteigert hatte. Die Zahl der Fernsprechteilnehmer hatte sich nämlich inzwischen auf 152, die Zahl der Sprechstellen auf 203 erhöht. Zur Ausführung der zahlreichen Verbindungen waren fünf Klappenschränke aufgestellt. Die sechs Landorte, welche bis dahin nur einmal täglich bestellt worden waren, erhielten nunmehr gleichfalls eine zweimalige Bestellung.

Da die Aufsichtsgeschäfte einen immer größeren Umfang annahmen, wurde dem Postamt auf seinen Antrag am 1. April 1896 eine zweite Ober-Postsekretärstelle und am 1. April 1897 eine Ober-Telegraphensekretärstelle neu zugeteilt.

Nachdem der aufstrebende Ort Zawodzie bereits durch Verfügung der Ober-Postdirektion vom 10. April 1896 zum Ortsbestellbezirke zugeschlagen worden war, was eine bedeutende Verkehrserleichterung herbeiführte, erhielt es vom 1. Dezember desselben Jahres ab auch eine fünfmalige Briefkasten-leerung.

In Kattowitz selbst wurde damals die Briefbestellung in elf, die Geldbestellung in drei und die Paketbestellung in zwei Revieren eingeführt. Nur bei der dritten Bestellung blieb die Zahl der Reviere zunächst noch auf vier beschränkt, weil da nur gewöhnliche und eingeschriebene Sendungen in geringer Zahl, Zeitungen überhaupt nicht zur Austragung gelangten. Infolge von Änderungen im Gange einzelner Züge wurde am 15. Juli 1896 eine fünfte Briefbestellung eingerichtet, die indessen nach einer neuen Änderung der Zugverbindungen im Mai 1897 als entbehrlich wieder aufgehoben wurde. Alle diese Verbesserungen ließen sich nur durch eine Verstärkung des Unterbeamtenpersonals um zwei Kräfte — auf 54 — und des Beamtenpersonals um vier Kräfte — auf 39 — im Jahre 1897 ermöglichen.

Das Jahr 1896 brachte der Post für kurze Zeit ein Konkurrenz-Unternehmen. Wie in vielen anderen großen Städten wurde nämlich im

August des bezeichneten Jahres eine Brief-Pakelpost Z. B. S. in Kattowitz eingerichtet. Der Unternehmer war ein gewisser Stephan in Breslau, welcher daselbst sowie in Beuthen O.S. bereits Privatposten eingerichtet hatte. Trotz des bedeutenden Lokal-Briefverkehrs in Kattowitz und eines niedrigen Portosatzes, dem Briefe und Drucksachen bei der Privatpost unterworfen waren, hatte der Unternehmer hier kein Glück. Der Verkehr blieb so gering, daß das Unternehmen bereits nach wenigen Wochen wieder aufgehoben wurde. Von Einfluß auf dieses Ergebnis waren Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Unternehmer und hiesigen Geschäftsleuten.

Auf Grund des Postvertrages mit Rußland vom 1. April 1898 findet seit dem 1. August desselben Jahres zwischen Deutschland und Rußland ein Austausch von Postpaketen statt. Durch den Abschluß dieses Vertrages wurde einem dringenden Bedürfnis Rechnung getragen, wie aus der gewaltigen Zunahme des Verkehrs nach Rußland hervorgeht. Während 1875 2343 Pakete, 1885 4587 und 1895 9412 Pakete über Kattowitz nach Sosnowice geleitet wurden, stieg die Stückzahl 1899 auf 96252, 1900 auf 125221 und 1901 auf 167076 jährlich. Seit 1902 wird ein großer Teil dieser Sendungen über Thorn geleitet, so daß nur noch etwa 40000 Stück jährlich über Kattowitz befördert werden.

Wie der gesamte Paketverkehr, so zeigte auch der Briefverkehr infolge der günstigen wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland eine fortgesetzte Steigerung. Die Zahl der ankommenden Brieffsendungen erhöhte sich im Jahre 1897 um 1075, die Zahl der abgehenden Brieffsendungen um 1490 Stück täglich. Zur Bestellung gelangten durchschnittlich täglich 316 Stück mehr als im vorangegangenen Jahre. Es stellte sich daher das Bedürfnis heraus, das Beamtenpersonal 1898 um 2, das Unterbeamtenpersonal 1899 um 8 Kräfte zu verstärken. Die Unterbeamten wurden in der Hauptsache im Packkammer- und Bahnhofsdienste eingestellt, weil der Pakettransport vom Bahnhof zum Postamt und in umgekehrter Richtung mittels Handwagen von den bisherigen Kräften nicht mehr bewältigt werden konnte. Auch die Bestellverhältnisse wurden verbessert. Für die erste, zweite und vierte Bestellung wurden 15 Reviere, für die dritte acht Reviere gebildet, wodurch eine erhebliche Abkürzung und Beschleunigung der Bestellung herbeigeführt wurde. Die Fabrikvorstadt und der Vorort Schiffsowisna wurden gleichzeitig dem Ortsbestellbezirke zugeteilt.

Auch der Telegramm- und Fernsprechverkehr nahm an der allgemeinen Entwicklung seinen Anteil. Während 1895 täglich nur 208 Telegramme bearbeitet wurden, stieg die Zahl derselben 1897 bereits auf 285 Stück. Im gleichen Zeitraum erhöhte sich die Zahl der im Stadtfernsprech-Verkehr hergestellten Verbindungen von 2897 auf 4788 täglich.

Im Jahre 1898 wurden Telegraphengehilfinnen im Telegraphen- und Fernsprechdienst eingestellt. Da sie ein helles Sprechorgan besitzen und auch sehr gewandt in der Bedienung der Apparate sind, können die mit ihnen gemachten Erfahrungen als günstig bezeichnet werden. Sie sollen daher im Fernsprechdienst dauernd Verwendung finden. Bei dem Postamte Kattowitz sind zur Zeit 14 Damen beschäftigt.

Bis gegen das Ende des Jahres 1900 zeigte sich in Deutschland ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung, der sich auch in Kattowitz geltend machte, während in den folgenden Jahren eine im ganzen Wirtschaftsleben sehr empfindliche Krise eintrat. Seitdem stiegen auch die Einnahmen des Postamts nicht mehr in dem bisherigen Umfange. Immerhin war die Steigerung derselben infolge der Zunahme der Bevölkerung noch beträchtlich. Da diese Steigerung der Einnahmen durch die Zunahme des Brief- und Paketverkehrs bedingt war, und da infolge der Erweiterung der Stadt durch Neubauten die Reviere der Ortsbesteller sich vergrößert hatten, mußte zwecks Beseitigung der in den Bestellverhältnissen eingetretenen Mißstände das Unterbeamtenpersonal auf 77 Kräfte verstärkt werden. Es wurden nummehr für die erste 5, für die zweite 20, für die Geldbestellung vormittags 4 Reviere gebildet.

Auch eine Verstärkung des Beamtenpersonals um 10 Kräfte mußte eintreten, da namentlich die Schalterbesetzung nicht mehr den Verkehrsbedürfnissen entsprach.

Am 1. April 1902 wurde die Stelle des Postkassierers in eine Postinspektorstelle zu dem Zwecke umgewandelt, damit der Inhaber derselben den Postdirektor besser in der Beaufsichtigung des ganzen Betriebes unterstützen könnte. Noch im Laufe des Sommers wurde die Kasse dem Inhaber der am 1. April überwiesenen Postinspektorstelle abgenommen.

Wie bereits angeführt wurde, hatte sich namentlich der Paketverkehr nach Rußland derart gesteigert, daß die Packkammerräume sich als unzulänglich erwiesen. Mit Rücksicht hierauf wird auf Antrag des am 1. September 1900 an Stelle von Hawrda nach Kattowitz versetzten Postdirektors Brandt ein Erweiterungsbau ausgeführt, der voraussichtlich am 1. Juli 1905 wird bezogen werden können.

Um dem benachbarten verkehrsreichen Orte Zawodzie die erforderlichen Verkehrseinrichtungen zu gewähren, wurde auf Antrag des Verfassers am 1. April 1902 daselbst ein selbständiges Postamt eingerichtet. Ebenso wurde aus dem gleichen Grunde auf Veranlassung des Postamts die Postagentur Bogutschütz am 1. April 1903 in ein Postamt 3 umgewandelt.

Infolge der außergewöhnlichen Entwicklung der Stadt Kattowitz und der damit verbundenen Bevölkerungszunahme entwickelte sich der Zeitungs-

verkehr ganz bedeutend. Auch als Zeitungsverlagspostanstalt erlangte das Postamt in den letzten zehn Jahren durch die Gründung des Oberschlesischen Tageblatts, die Zeitschrift des Berg- und Hüttenmännischen Vereins, der Gazetta Robotnika, des Gornoslonska, der Zeitschriften Oberschlesien, Technische Rundschau, Technischer Generalanzeiger, Technischer Centralanzeiger einen ungewöhnlichen Aufschwung.

Im Fernsprechverkehr wurden in den letzten Jahren wesentliche Änderungen und Verbesserungen durchgeführt. Bei der großen Zahl der herzustellenden Verbindungen erwiesen sich die Klappenschränke schließlich als unpraktisch und unzulänglich; sie wurden daher am 1. Juli 1900 durch Vielsachschränke ersetzt.

Die Starkstromanlagen hatten sich Ende der neunziger Jahre im ober-schlesischen Industriegebiet bedeutend vermehrt. Zu erwähnen sind besonders die Oberschlesischen Kleinbahnen und die elektrischen Beleuchtungsanlagen. Namentlich die ersteren wirkten infolge der Induktion so störend auf den Fernsprechverkehr ein, daß zeitweise eine Verständigung im Fernverkehr kaum noch möglich war. Es wurden daher im Jahre 1901 Doppelleitungen hergestellt. Im weiteren wurde eine direkte Fernsprechverbindung zwischen Kattowitz und Breslau gebaut, da die vorhandenen Leitungen dem Verkehrsbedürfnisse nicht mehr genügten. Im Tarwesen traten gleichfalls bedeutende Erleichterungen ein. Der Posttarif erhielt namentlich durch das Gesetz vom 20. Dezember 1899 und die Postordnung vom 20. März 1900 wesentliche Änderungen. Vor allem wurde das einfache Briefgewicht von 15 auf 20 Gramm erhöht. Ferner der Zeitungstarif nach neuen Grundsätzen aufgestellt und die Ortstaxe auf Sendungen im Nachbarortsverkehr ausgedehnt. Diese letztere Bestimmung hatte zur Folge, daß in Kattowitz die ermäßigte Taxe im Verkehr mit den benachbarten Postanstalten Bogutschütz, Jalenze, Zawodzie und Domb zur Anwendung kommt, so daß diese Orte seitdem mit Kattowitz gleichsam eine postalische Einheit bilden.

Eine weitere einschneidende Tarifänderung bildete die Fernsprechgebühren-Ordnung vom 20. Dezember 1899, nach welcher Anschlüsse gegen Zahlung der Bauschgebühren für den Ortsverkehr und von Grund- und Gesprächsgebühren für den Ortsverkehr zugelassen wurden. Die damit verbundene Verbilligung des Fernsprechers brachte eine bedeutende Vermehrung von Anschlüssen und ein Ortsfernsprechen zu dem bereits bestehenden Bezirksfernsprechen für den ober-schlesischen Industriebezirk. Viele Bezirksteilnehmer lösten ihre Verträge und schlossen sich der geringeren Ausgaben wegen dem Ortsfernsprechen an. Die Folge hiervon war, daß der Fernsprecher nicht mehr in so ausgedehnter Weise, wie früher, mißbraucht

wurde, namentlich nachdem am 1. April 1902 für den Bezirks-fernsprechverkehr ein Staffeltarif unter Zugrundelegung der Zahl der geführten Gespräche eingeführt worden war.

Schließlich sei noch auf die Verbesserungen im Ortsbestelldienste im letzten Jahre hingewiesen. Seit dem 1. Oktober 1903 bringt der neu eingelegte, um 8²⁵ vormittags hier eintreffende Schnellzug die Abendauslieferung aus Mitteldeutschland bereits 1½ Stunden früher, als dies vordem der Fall war. Mit Rücksicht hierauf ist eine fünfte Bestellung um 9¾ vormittags eingelegt worden. Auch sind am 1. Oktober 1904 die Bestellreviere verkleinert worden. Zur Zeit findet die erste und zweite Bestellung in 24, die dritte und vierte Bestellung in 12 und die fünfte Bestellung in 20 Revieren statt. Vormittags ist auch ein fünfter Geldbesteller eingestellt worden.

Die Geschichte des Postamts ist für die Beurteilung Oberschlesiens von Interesse, weil sie als typisches Beispiel ein Bild von der gradezu glänzenden Entwicklung des gesamten ober-schlesischen Industriegebiets gibt. Als jüngste unter den aufstrebenden Städten Oberschlesiens hat Kattowitz sich zum wichtigsten und bedeutensten Verkehrsplatze entwickelt, wie die nachstehende Aufstellung der Einnahmen der in Betracht kommenden Postämter ergibt.

Überſicht über die Einnahmen und den Verkehr

Jahr	Einwohnerzahl	Porto- und Telegrammgebühren Einnahme Mark	An Empfänger im Orts- oder Landbestellbezirk eingegangene						Im Orte aufgegebene						An Empfänger im Orts- oder Landbestellbezirk eingegangene	
			Briefe, Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben Stück	Pakete ohne Stück	Pakete mit		Briefe und Kästchen mit Stück	Briefe, Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben Stück	Pakete ohne Stück	Pakete mit		Briefe und Kästchen mit Stück	Postnachsendungen Stück	Postauftragsbriefe Stück		
					Stück	Stück										
										Wertangabe	Wertangabe					
1875	11 582	103 134	656 500	58 700			.	41 900			13 932	2 435				
1880	12 630	116 399	617 000	50 300	11 100			23 900	10 300		8 860	3 694				
1885	14 198	138 730	891 400	69 700	1 930	8 530	.	31 200	860	9 540	9 580	4 751				
1890	16 527	175 624	1 043 600	94 067	2 130	9 003	949 900	40 420	1 467	10 095	13 322	5 208				
1891	16 513	190 399	1 147 000	102 821	1 832	9 002	1 081 800	44 326	1 399	10 526	15 165	6 025				
1892	17 752*	194 147	1 232 200	107 845	1 726	7 570	1 315 200	46 899	1 319	10 401	17 016	6 680				
1893	18 395*	206 069	1 323 000	116 234	2 166	8 208	1 224 200	49 450	1 171	9 537	18 452	9 079				
1894	19 619*	219 349	1 377 700	126 274	2 522	8 621	1 265 000	52 450	1 217	9 050	22 694	7 989				
1895	22 832	2 42 007	1 581 500	147 059	3 059	9 042	1 736 500	56 182	1 231	8 984	26 189	7 453				
1896	24 337*	259 252	1 883 100	164 977	3 535	9 339	2 176 700	59 031	1 381	9 563	30 336	6 890				
1897	25 780*	293 614	2 270 300	185 565	3 956	9 956	2 713 300	65 187	1 611	10 065	36 689	6 597				
1898	27 404*	335 392	2 499 700	208 534	4 011	11 370	2 821 600	73 607	1 519	10 712	43 082	6 521				
1899	29 161*	383 525	2 678 200	225 033	4 758	9 377	3 330 400	82 564	2 397	10 486	48 858	6 769				
1900	31 745	423 324	3 087 700	239 546	5 475	10 564	4 092 100	94 108	2 315	9 986	60 161	7 933				
1901		439 829	3 439 600	243 987	5 352	8 931	4 687 300	98 729	2 667	9 096	73 307	8 712				
1902		450 872	3 586 300	220 041	4 038	4 948	4 845 500	101 528	3 111	8 390	69 071	7 166				

* Nach der Personenstands-Aufnahme für die Steuerveranlagung. — ** Das Telegraphenamt in Gleiwitz hat auch etwa 6000 Mark jährlich, welche von den Einnahmen Gleiwitz abgesetzt und denjenigen von Kattowitz zuzurechnen sind.

des Postamts in Kattowitz (Oberschlesien).

Betrag der		Zahl der abge- setzten Zei- tungs- num- mern	Telegramme		Einwohnerzahl und Einnahmen der Orte Oberschlesiens, welche höhere Einnahmen haben, in der Reihenfolge ihrer postalischen Bedeutung			
ein- gezahlten Postan- weisungen	aus- gezahlten Postan- weisungen		auf- ge- gebenen	inge- gan- genen	Stufe I	Stufe II	Stufe III	Stufe IV
Mark	Mark	Stück	Stück	Stück				
1 989 476	1 120 378	62 721	.	.	Beuthen OS. 19 384 £. 144 326 Mf.	Ratibor 17 269 £. 129 430 Mf.	Gleiwitz 14 244 £. 107 151 Mf.	Kattowitz 11 582 £. 103 134 Mf.
2 999 095	2 003 182	63 296	11 461	12 983	Ratibor 18 414 £. 169 908 Mf.	Gleiwitz 14 879 £. 129 347 Mf.	Beuthen OS. 22 823 £. 125 365 Mf.	Kattowitz 12 630 £. 116 399 Mf.
4 111 622	2 352 499	73 398	12 529	14 078	Ratibor 19 531 £. 209 971 Mf.	Gleiwitz 17 658 £. 164 579 Mf.	Beuthen OS. 26 484 £. 150 580 Mf.	Kattowitz 14 198 £. 137 730 Mf.
5 803 785	2 560 112	52 802	18 309	19 185	Ratibor 20 729 £. 264 268 Mf.	Beuthen OS. 30 823 £. 209 366 Mf.	Gleiwitz 19 667 £. 203 213 Mf.	Kattowitz 16 527 £. 175 624 Mf.
6 377 886	2 726 451	56 688	21 530	21 672	Ratibor 20 737 £. 272 420 Mf.	Beuthen OS. 36 909 £. 227 247 Mf.	Gleiwitz 19 667 £. 223 890 Mf.	Kattowitz 16 513 £. 190 399 Mf.
6 355 729	2 504 646	56 174	22 908	21 595	Ratibor 20 737 £. 280 166 Mf.	Beuthen OS. 36 905 £. 241 364 Mf.	Gleiwitz 19 667 £. 231 936 Mf.	Kattowitz 17 752 £. 194 147 Mf.
6 519 511	2 603 857	58 694	27 816	26 053	Ratibor 20 737 £. 279 919 Mf.	Beuthen OS. 36 905 £. 255 719 Mf.	Gleiwitz 19 667 £. 253 345 Mf.	Kattowitz 18 395 £. 206 069 Mf.
6 861 446	3 065 461	71 415	29 591	29 331	Ratibor 20 737 £. 264 436 Mf.	Beuthen OS. 36 905 £. 252 271 Mf.	Gleiwitz 19 667 £. 251 131 Mf.	Kattowitz 19 619 £. 219 349 Mf.
7 513 453	3 311 922	150 170	31 947	32 012	Ratibor 21 680 £. 268 509 Mf.	Gleiwitz 24 359 £. 267 394 Mf.	Beuthen OS. 42 332 £. 262 805 Mf.	Kattowitz 22 832 £. 242 007 Mf.
8 096 438	3 489 934	223 292	33 769	34 166	Gleiwitz 24 354 £. 288 642 Mf.	Beuthen OS. 42 332 £. 278 025 Mf.	Ratibor 21 680 £. 277 861 Mf.	Kattowitz 24 337 £. 259 252 Mf.
8 877 122	3 852 836	422 462	36 366	35 692	Gleiwitz 24 359 £. 323 705 Mf.	Ratibor 21 680 £. 301 619 Mf.	Beuthen OS. 42 332 £. 301 447 Mf.	Kattowitz 25 780 £. 293 614 Mf.
9 978 914	4 539 612	439 858	42 022	38 377	Gleiwitz 24 359 £. 367 525 Mf.	Kattowitz 27 404 £. 335 392 Mf.	Beuthen OS. 42 332 £. 328 933 Mf.	Ratibor 21 680 £. 318 311 Mf.
12 297 023	5 994 656	523 646	50 273	47 528	Gleiwitz 24 359 £. 395 119 Mf.	Kattowitz 29 161 £. 383 525 Mf.	Beuthen OS. 42 332 £. 356 951 Mf.	Ratibor 21 680 £. 341 058 Mf.
14 354 468	7 185 077	558 560	59 785	58 004	Gleiwitz** 52 372 £. 426 924 Mf.	Kattowitz 31 745 £. 423 324 Mf.	Beuthen OS. 51 409 £. 384 559 Mf.	Ratibor 25 236 £. 355 777 Mf.
14 881 351	7 343 580	531 128	53 587	49 581	Gleiwitz 445 447 Mf.	Kattowitz 439 829 Mf.	Beuthen OS. 414 695 Mf.	Ratibor 371 505 Mf.
14 195 274	8 026 943	951 881	51 579	47 484	Kattowitz 450 872 Mf.	Gleiwitz 449 064 Mf.	Beuthen OS. 441 226 Mf.	Ratibor 395 613 Mf.

die von Teilnehmern des Kattowitzer Fernsprechnetzes geführten Gespräche als Vermittlungsamt verrechnet. Dieselben betragen

Im Tal der Jugend.

Erzählung von
Marie Klerlein.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer Weiß . . . ja, richtig, der lebte ja auch noch! Die Frau, mit der ich in der Eisenbahn gefahren war, hatte mir schon seinen Namen genannt. Ich wußte von ihr, daß er für die tote Frau Rölle eine Messe gelesen hatte . . . Und er hielt noch immer Gottesdienst, predigte noch immer, war auch noch stark genug, daß er zu den Kranken gehen konnte . . . Das war brav vom Tode, daß er diesem Manne, diesem besten aller Seelsorger, eine ungewöhnlich lange Daseinsfrist gewährte!

Als ich zum Pfarrer Weiß in den Religionsunterricht ging, schimmerten seine Haare bereits wie weiße Seide, und schon damals fürchteten die Leute, er werde wegen seines hohen Alters die Pfarrei aufgeben. Er feierte nämlich zu jener Zeit seinen siebenzigsten Geburtstag, und wir Mädchen wanden zwei Nachmittage und zwei Abende hindurch Kränze aus Reisig, Eichenlaub und Blumen. Unsere Väter und unsere Mütter schmückten mit diesen Kränzen das Gotteshaus, das Pfarrhaus und das Kirchhofstor. Und als sie ihn baten, daß er seine Pfarrkinder nicht verlassen solle, traten ihm die Tränen in die Augen und er sagte, daß er von seiner Gemeinde nicht eher scheiden wolle, bis der Herrgott ihn rufe.

Wer so glücklich war einen Religionsunterricht zu empfangen, wie wir Kinder von Wiesdorf ihn bei unserem Pater Weiß genossen haben, den wird der Anblick eines Priesterkleides allzeit mit Achtung und Ehrfurcht erfüllen, und immerzu, durchs ganze Leben, wird er die starke Segenskraft der empfangenen Heilslehren verspüren, auch wenn ihm ätzender Zweifel den goldenen Glauben zerstört.

Eduard Rölle, der junge, gesunde, robuste Mensch, wäre in seiner Verzweiflung verrückt geworden, wenn ihn nicht der greise Priester gerettet hätte. Mutter Kerber wußte von diesem Rettungswerke zu berichten. In

träumerischer Versunkenheit saß ich bei der Lampe, sah den Motten zu, die in unbezwinglicher Lichtsehnsucht ins brennende Verderben getrieben wurden und ihr stundenkurzes Dasein in heißen Qualen endeten. Sie wußten nicht, daß ich sie schützen wollte; sie kamen immer wieder herbeigeschwirrt, leidenschaftlich, lichttrunken, fanatisch. Mein träumerisches Sinnen hinderte mich nicht, der Erzählerin zu lauschen und zwischendurch manche Frage an sie zu richten. Die Geschichte der vierzehn Tage, in denen Eduard Rölle in der Heimat gewelt, nahm ihren Fortgang.

*

*

*

„Wo wohnt denn Frau Rölle?“

Einem Bauern, der auf der Straße fuhr, schrie er die Frage zu. Und er wußte doch, wo seine Mutter wohnte. Er wußte es seit drei Minuten von der Kenate. Er wollte sich einbilden, daß er eine Irrsinnige gefragt habe, aber plötzlich fiel ihm ein, daß er selbst irrsinnig geworden sei, und ein furchtbares Grauen trieb ihn in die Flucht. Er flüchtete vor dem Bauern, weil er die niederschmetternde Kunde, die er von der grabenden Magd erfahren hatte, nicht noch einmal hören wollte.

Die Flucht war unnütz, denn das sonderbare, verstörte und hastende Wesen des Fremdlings hatte den Bauern so verblüfft, daß er es für gut hielt, zu schweigen und seine Pferde zur Eile anzutreiben. Aber eine Frau, die vor einer Haustür auf die Kinder aufpaßte, hatte die Frage vernommen, und hinter dem verwaisten Sohne scholl es her: „De Rölle is gesturba! . . . Se sein wull gar der Edeward?“

Er wollte umkehren, wollte mit der Frau reden, doch die schwarze Verzweiflung jagte ihn weiter. Er glich einem Unglücklichen, den jemand durch einen wuchtigen Schlag betäubt und der klaren Vernunft beraubt hatte, und der in seiner dumpfen Pein nur empfand, daß er sterben müsse und vielleicht schon in der nächsten Minute in die Knochenarme des Todes sinken werde. Dieser Zustand änderte sich allmählich; die Vernunft stritt mit dem Wahnsinn um ihr gutes Recht; doch ehe sie völlig Siegerin war, währte der gehegte Mann noch immer, sein Dasein sei verwirrt, er habe zugleich mit seiner Mutter alles verloren, was ihn mit dem Leben verband, und es wäre das Beste für ihn, dem Tode, der seiner harrete und ihn suchte, entgegen zu rennen. Als er dann endlich zu voller Bestimmung gelangte, da erst erlitt er den allerherbsten, den allerentsetzlichsten Schmerz, der jedem liebevollen Menschenherzen beschieden ist, das seine Mutter verliert. Er dachte nicht mehr an den Tod; er dachte mit Grauen an das lange Leben, das ihm bevorstand, und dieses Leben war nun öde, finster, schauerlich; es

war aller Sonne beraubt und aller Freude; die es festlich geschmückt hatten. Was war ihm das Leben ohne die Mutter! . . .

Der Friedensacker, auf dem die tote Mutter schlief, lag neben der Kirche von Langdorf. Auf dem Wiesdorfer Kirchhofe wurden schon seit undenklichen Zeiten keine Toten mehr beerdigt. Wenn nicht noch ein paar uralte, steinerne Grabplatten vorhanden wären, unter denen die Gebeine ferner Vorfahren der Schloßfamilie ruhen, und ein paar Überreste ehemaliger Grabkreuze, so wüßte man überhaupt nicht mehr, daß die Wiesdorfer jemals einen eigenen Totenacker besessen haben. In früheren Zeiten hielt sich die Herrschaft einen Schloßkaplan, und dieser war zugleich Seelsorger der Gemeinde. Nachdem aber das Dominium die Obrigkeitsrechte und das Patronat über die Ortsbewohnerschaft verloren hatte, schlossen sich die Wiesdorfer der engbenachbarten Pfarrei Langdorf an, zu der sie angeblich bereits in früheren Jahrhunderten gehört hatten. Der Schloßkaplan verschwand und in der ehrwürdigen Patronatskirche wurde nur noch am Kirchweihstage und am Tage des heiligen Antonius Gottesdienst abgehalten. Den Heiligen von Padua, der einst den Fischen gepredigt haben soll, als ihn die Menschen nicht hören wollten, flehten die Gläubigen um Fürbitte an, daß Gott sie beschütze vor dem Unheil der Überschwemmung. Der obere Teil von Wiesdorf hing mit Langdorf zusammen. Beide Dörfer bildeten einen Halbkreis, dessen Enden durch die Chaussee verbunden sind.

Auf der Chaussee, mitten zwischen beiden Ortschaften, war es, wo Eduard Rölle zum ersten Male mit klaren Sinnen über das Schicksal nachsann, das ihn betroffen hatte. Er konnte den grauenhaften Gedanken, daß er verwaist war, daß er auf ewig die Mutter verloren hatte, bei der jeder Atemzug, jeder schöne Gedanke, jedes Gebet nur ein Gebet für ihn gewesen war, nicht erfassen; er sträubte sich mit allen Fasern seines Herzens und seines Hirns, daran zu glauben, daß die Frau, die ihm als die beste und liebevollste Frau des Erdenrundes gegolten hatte, der sein ganzes Seelenleben geweiht war und der er in seiner Phantasie ein Paradies geschaffen hatte, in dem sie wie eine glückliche Königin walten sollte, tief unter der kalten Erde lag. Er blieb stehen und preßte die Fäuste an den Kopf, als ob er ihn zertrümmern wollte; es drängte ihn, zu schreien — brüllend seine Qual auszuschreien, so daß seine Stimme bis zum Himmel dränge, als eine Absage an die ewigen Mächte. Es drängte ihn, seinen Glauben an Gott, seinen Glauben an alle Gerechtigkeit mit dem gräßlichen Zorn- und Qualschrei abzuschwören. Doch er bezwang sich mit seelischer Riesengewalt — er bezwang sich der Menschen wegen, die ihm auf der Chaussee begegneten. Der Weg nach Langdorf war kurz, und als er den Ort erreicht hatte, empfand er, daß ihm eine geheimnisvolle Nacht zum Grabe der Mutter

getrieben hatte. Er war zum Kirchhof gelangt, und das Thor stand offen. Langsam zögend trat er ein, und als er auf dem schmalen Wege zwischen der Kirchenmauer und den Gräbern und Grabkreuzen dahin ging, verlor er die Kraft, den Hügel der Mutter zu suchen oder zu erfragen — die Kraft und den Mut. Er wich zurück auf die Dorfstraße. Wen auch hätte er fragen sollen? Unschlüssig, von seelischen Peinigungen grausam gemartert, stand er auf dem Pfarranger am Maulbeerbaume. Die geheime Macht, die ihn vom Hause der Mutter nach Langdorf in die Nähe des Grabes getrieben hatte, ließ nicht ab, ihn zu der heiligen Ruhestelle hindrängen, und sie raunte ihm zu, daß dort sein Platz sei, daß er dort hingehöre, und daß er der Mutter wegen die weite Reise über den Ozean und durch Länderweiten gemacht habe; doch er wehrte sich — er widerstand mit starrer, wahnwitziger Entschlossenheit. Nur jetzt nicht — jetzt nicht zum Grabe! Seine Beine schlotterten — sie wollten zusammenbrechen; in seinem Halse würgte es, als ob er ersticken müßte, und sein Herz krampfte sich zusammen in dem Empfinden, daß er unwürdig sei, sich der toten Mutter zu nähern, — daß er schuld sei an ihrem Tode. Nur jetzt nicht zu ihr hin! . . . er war nicht stark genug. Wie einem Schiffbrüchigen war ihm zu Sinn, dem die tosenden Fluten alles verschlungen haben, was er inbrünstig liebte und was den Wert und den Inhalt seines Lebens bildete, und der nun auf morscher Planke auf dem Weltmeer von den Wogen umhergeschleudert wird, der Vernichtung preisgegeben und doch zu feig, in die Tiefen zu springen. Rettung, Rettung! . . . Es gab keine Rettung.

Dorfleute gingen an ihm vorüber und grüßten ihn, und er erwiderte die Grüße. Keines wußte, keines ahnte, wer der fremde Mann war, was in ihm vorging und was er litt. Er sah nicht aus wie einer, dem die Verzweiflung ihre Krallen in die Seele geschlagen hatte und der im Leben nicht mehr ein und aus wußte.

Auf einmal — man weiß nicht, wie es geschah, und er hat's auch selber nicht gewußt — ging er in das Haus des Pfarrers. Wahrscheinlich ist ihm das Bild des edlen und apostelhaften Greises in den Sinn gekommen.

Ja, der alte Pfarrer Weiß! Alle, die ihn kannten, wußten auch, wenn ein Herz so ganz verzagt und verloren ist, daß ihm kein anderer Mensch zu raten, zu trösten und zu helfen vermag, so vermag es doch der väterliche Pfarrer Weiß.

*

*

*

Eduard Rölle war vom rechten Gefühl an die rechte Stelle geleitet worden. Im richtigen Augenblick war ihm der milde Priester in den Sinn

gekommen, der ihm vor seiner Abreise nach Amerika so manches liebe, belehrende Wort auf den Weg gegeben hatte.

Er traf den Pfarrer daheim, und als er sich zu erkennen gegeben hatte, fand er die herzlichste Aufnahme. Pfarrer Weiß zog ihn in das Studierstübchen, in das er nur solche Gäste eintreten ließ, die er besonders gern hatte und mit denen er lange und freundschaftlich zu plaudern gedachte.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden“, sprach er. „Manchmal auch dachte ich, daß Sie schreiben würden. Und nun sind Sie da und wir wollen miteinander reden.“

Er drängte den Gast in den großen Ledersessel, nahm ihn mit beiden Händen an der Rechten, blickte ihm in die Augen und sagte: „Wir zwei sind Männer . . . und Christen. Wir wollen stark sein!“ Er schüttelte ihm die Hand, fuhr ihm dann liebevoll über das Haar, als ob er ihn segnen wollte, und wiederholte: „Stark sein!“

Als er darauf in seinem Schreibtischsessel Platz nahm, entfuhr ihm ein leichter Seufzer des Schmerzes. Doch er lächelte und meinte, wenn man reif sei für den Knochenmann und das Reißen in den morschen Beinen habe, so wäre das Starksein freilich eine Kunst.

Eduard sagte, eine solche Heimkehr habe er nicht erwartet. Mehr brachte er nicht hervor, denn der Schmerz überwältigte und erschütterte ihn. Der verwaisste Sohn beweinte seine Mutter. Da erhob sich der Greis, legte den Arm um den Hals des Jünglings und sprach mit sanfter Güte: „Weine nur, mein Sohn! Tränen sind der Balsam Gottes. Aber sei stark im Herzen!“

Stundenlang, bis zum Abend, weilte Eduard in der Studierstube des Geistlichen. Er vernahm dort eine schreckliche Kunde, — er erfuhr, daß auf dem Namen seiner Mutter das Brandmal der Schande haftete, daß sie unter dem Verdachte des Diebstahls im Gefängnis gesessen hatte und vom Gericht nur deshalb freigesprochen worden war, weil die vorhandenen Schuldbeweise zur Verurteilung nicht genügt hatten. Der Pfarrer redete offenmütig, schonungslos und ohne alles Hehl, und als später der Kaplan hinzukam und den beiden eine halbe Stunde Gesellschaft leistete, half auch dieser alle Einzelheiten des bangen Geschehnisses schildern. Übereinstimmend mit dem Pfarrer äußerte er die feste Überzeugung, daß Frau Rölle zu Unrecht gelitten habe und als eine edle Dulderin aus dem Leben geschieden sei. Der Kaplan gelobte, daß er mit dem Eifer eines Kriminalpolizisten insgeheim nachspüren werde, wo das Geld hingekommen sei, und daß er seinen ganzen Einfluß ausüben wolle, die Ehre der toten Frau zu retten.

Das Menschenherz ist allezeit geheimnisreich, doch das menschliche Urteil glaubt für alle großen Vorgänge die richtige Deutung zu finden.

Aber es gibt Fälle, an denen jegliche Weisheit scheitert. Wenn das Herz von Qualgewalten geschüttelt wird, wenn ihm die Sonne seines Glückes erloschen ist und wenn durch die Nacht seines Elends kein einziges Sternlein mehr leuchtet, wenn es durchwühlt wird vom Orkan der Verzweiflung, wenn alles drunter und drüber geht, keine Hoffnung auf ein neues Morgenrot mehr lebt, dann vollziehen sich Gemütsprozesse, deren innerste Ursachen und Beweggründe kein Herzenskenner und Herzensdeuter zu ermitteln vermag, am leichtesten.

An Eduard Rölle vollzog sich ein solches Wunder. Man hätte glauben sollen, daß die Geschichten, die er aus dem Munde der beiden Geistlichen erfuhr, geeignet gewesen wären, ihn vollends seelisch niederzuschmettern oder ihn zu toller, wahnwitziger Raserei zu bringen. Doch sie hatten zur Folge, daß der schaurige Aufruhr in seinem Herzen sich milderte und seine gebrochene Kraft sich aufrichtete. Er nahm die furchtbaren Mitteilungen entgegen, wie einer, dem eine überraschende und höchst merkwürdige Neuigkeit erzählt wird, und es war, als vergäße er über der Betrachtung der neuen Botschaften den Tod der Mutter und sein zerschelltes Glück. Welt und Leben, die für ihn alles Interesse, allen Reiz und allen Wert verloren hatten, zogen ihn jetzt wieder an. Mit einer Ruhe, die zum Verwundern war, hörte er zu und stellte Fragen, ließ sich die Leidenswochen der Mutter, die Behauptungen ihrer Ankläger, die Gefangennahme, die Heimkehr aus dem Gefängnis und alles andere schildern, soweit dem Herrn Pfarrer oder dem Herrn Kaplan diese Dinge bekannt waren. Mit sprachlosem Erstaunen hörte er zu, und wenn er zu Worte kam, so rief er, daß das alles ja ganz unmöglich sei. Er fühlte wohl, und er sprach es auch aus, daß die Schmach, von der er jetzt Kenntnis erhielt, viel schrecklicher und schmerzlicher sei, als die Trauer um die verlorene Mutter, und dennoch zeigte er sich gefasster und stärker als zuvor. Man weiß nicht, ob ihm der Gedanke, daß er nun als Ehrenretter seiner Mutter eine große Mission erfüllen mußte, neue Festigkeit verlieh, oder ob der Pfarrer durch seine berühmte Kunst, zagende Herzen zu stärken, die Verwandlung vollbracht hatte. Daß der Pfarrer viel dazu beigetragen hat, die gebrochene Seele des heimgekehrten Amerikasahrs aufzurichten, unterliegt keinem Zweifel. Eduard Rölle selbst hat der alten Frau Kerber gestanden, daß er wahnsinnig geworden wäre, wenn ihn nicht ein guter Geist ins Pfarrhaus getrieben hätte.

*

*

*

Aus dem Studierstübchen des Pfarrers Weiß lehrten meine Gedanken zurück in unsere Laube. Die Erzählerin war mit dem Wächter, der schon wieder einmal seine schrille Pfeife ertönen ließ, der Ansicht, daß es die

höchste Zeit sei, ins Bett zu gehen. Das Flämmchen der Lampe blakete, dürstend rang es mit dem Tode. Der Nachtwind regte sich und wehte mich so kühl an, daß mich fröstelte. Gespenstisch raschelten die Blätter, und aus der Tiefe des Gartens kroch die schwarze Finsternis näher und unheimlicher zu uns heran. Mit fluchtartiger Geschwindigkeit eilten wir ins Haus, und ich atmete frei auf, als die Haustür hinter uns geschlossen war. Die Schaffkoppspieler waren bereits heimgegangen und das junge Paar hatte sich zur Ruhe gelegt. Meine Begleiterin führte mich in mein Zimmer und zündete mir ein Licht an. Dabei erzählte sie in neu erwachender Gesprächigkeit und in eifriger Hingabe an ihr Thema noch rasch, daß der Herr Kaplan in der Abendstunde mit Eduard zum Grabe der Mutter gegangen sei und daß dieser auf dem Kirchhofe noch einmal so getobt habe, wie vormittags an Kalinkes Garten, wo er aus Renatens Munde den Tod der Mutter erfuhr. Der Pfarrer hatte ihn eingeladen, bei ihm zu wohnen, und Eduard war willens gewesen, die Einladung anzunehmen. Doch in der Verzweiflungsglut vergaß er alle Gebote der Höflichkeit, lief dem Kaplan ohne Gruß und Entschuldigung fort und rannte wie ein Verrückter ins Feld hinaus. Am späten Abend, als Kerbers soeben schlafen gehen wollten, kam er völlig erschöpft, elend und verstört im Wirtshause an und begehrte Nachtquartier. August wollte ihn abweisen, denn der sonderbare Gast machte ganz den Eindruck eines Menschen, der aus dem Irrenhause entsprungen ist. Doch als Eduard seinen Namen nannte, begriff August das merkwürdige Wesen des späten Gastes und empfing ihn natürlich mit größter Freundlichkeit.

„Na, gud Nacht izunder! Schloasa Se od' gesund und loan Se siech woas Schieens träma!“

Ich erwiderte den herzlichen Wunsch der guten Frau, schloß die Thür und beeilte mich, in die weichen Federn zu kommen. Müde war ich — ach, so müde! Ich gebot meinen aufgeregten Gedanken, zu schweigen; aber sie trotzten dem Befehle und beschäftigten sich mit der Geschichte des Tages, dessen letzten Minuten bald abgelaufen waren . . . meines ersten Tages in der Jugendheimat. Doch die Rebellen wurden bald bezwungen durch den Schlaf, der sich meiner annahm und mich schützend in seinen weichen Armen hielt, bis mir die Morgensonne ins Gesicht blickte und mich lachend fragte, ob ich eine Siebenschläferin geworden sei.

Mutter Kerber hatte sich bereits müde gearbeitet, als ich zu ihr in die Küche kam und ihr den Frühgruß anbot. Dennoch wunderte sie sich, daß ich bereits aufgestanden war. Als Stadtfräulein sei ich doch berechtigt, bis in den halben Vormittag im Bette zu bleiben. August, der hinzu kam und diese Worte vernahm, gab seine gute Morgenstimmung durch einen

Scherz kund, den er selbst für so gelungen hielt, daß er ein schallendes Gelächter folgen ließ. Er sagte, ich hätte die Mutter schon ganz verdrorben. Sie sei bereits so städtisch geworden, daß sie mit den Eulen schlafen gehe und früh geweckt werden müsse. Als ich bald darauf der jungen Frau begegnete, mußte ich mir eine zweite Rüge wegen unseres langen Aufbleibens gefallen lassen; doch ich faßte das Vorgehen ebenso humorvoll auf wie ihr Mann, und sie schob den größten Teil der Schuld auf ihre Schwiegermutter, weil diese, wenn sie ins Papern komme, nicht so leicht aufhöre.

Wir kamen an diesem Tage nur wenig zum Papern. Die beiden Frauen hatten, wie sie mir im Eifer der Arbeit klagten, „rasnig viel zu tun“. Sie mußten Brot backen, mußten die Tischtücher waschen, die am Pfingstmontag zu Ehren der aus Oppeln hergekommenen Schützenbrüder auf die Tische gebreitet waren, mußten die Kussendeckel putzen, mußten dem Vieh sein Recht zukommen lassen und mußten sich ein wenig um den Gemüsegarten kümmern. Von schweigsamer Beschäftigung hielten sie offenbar nicht viel. Wie hätte der Mund feiern dürfen, wenn alle Glieder in hastiger Tätigkeit waren! Ihre Stimmen schallten durchs ganze Haus, und die Magd, die fortwährend Weisungen erhielt, versäumte nicht, auch ihre Stimme zur vollen Geltung zu bringen. Dieses Rufen, Schreien, Klagen, Anfeuern und Unterweisen klang jedoch keineswegs rauh und ungemütlich; die Weiblichkeiten vertrugen sich vorzüglich, und keine machte der andern Vorwürfe. Es lag nur so in ihrem Wesen, daß sie der Hände Werk mit lauter Rede begleiteten. Mir war der Trubel zu arg und ich begann mein Tagesprogramm zeitiger, als es in meiner Absicht gelegen hatte. Ich machte mich auf die Wanderung nach einem heiligen Orte: zu meines Vaters Ruhestätte. Als ich mich verabschiedete, bewiesen mir die beiden Frauen ihre herzlichste Zuneigung dadurch, daß sie mich trotz ihrer vielen Arbeit bis vor die Thür begleiteten und mir redselig verschiedene Ratschläge gaben. Die junge Frau riet mir, pünktlich um halb zwölf daheim zu sein, da sie mir zu Liebe etwas Gutes kochen werde, während mir ihre Schwiegermutter erläuterte, an welchen Stellen des Friedhofes die Gräber zu finden seien, die ich aufsuchen wollte. Wo mein Vater liege, wisse ich ja; ihres Mannes Grab sei gleich links am Eingange, und die Mutter Rölle, die hinten auf der Armenseite ruhe, brauche ich nicht zu suchen, da ihr Eduard ein wunderschönes Denkmal habe setzen lassen — beinah das schönste auf dem Kirchhofe.

Unmöglich war es, alle die Unterweisungen, die ich von den beiden empfing, im Kopfe zu behalten. Ich entzog mich ihrer mittheilsamen Redefunst und ging, ihnen noch ein paar Grüße zuwinkend, schnell davon. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte ich die Gräber eines ganzen

Geschlechtes aufsuchen müssen. Doch die freundliche Geschwätzigkeit, mit der sie mich für meinen Gang zum Garten des Todes zu unterrichten suchten, wirkte wie Wohlthat und Segen auf mich. Langsam zog ich durch den wonnigen Frühlingsmorgen, und in meinem Gemüthe war stiller, friedensvoller Feiertag. Aller Unfriede war daraus entwichen; die düstere Pein, durch die es tags zuvor gelitten, kam nicht wieder. Ich fühlte, daß ich diese Wandlung zum Guten der Freundschaft und Herzlichkeit meiner Wirtsleute zu danken hatte. Mein Empfinden wurde weich und lind umschmeichelt von dem Bewußtsein, daß ich im Tale meiner Jugend, das ich nach langem Fernsein wiedergefunden hatte, keine Fremde mehr war.

Vaters Grab war schwer zu finden. Der Kirchhof kam mir verändert vor. Als ich durch das Tor eintrat und den Blick über den von jungem Sommerglück trunkenen Blumenflor der Gräber und an den weißen Mauern und Pfeilern der Kirche hinauf schweifen ließ, schien es mir, als sei noch alles so, wie es zu meiner Zeit war. Doch als ich nach alter Weise zwischen den Gräbern im Zickzack in der Richtung hinging, in der ich den Hügel des Vaters vermutete, fand ich mich nicht zurecht. Ich wußte genau, in welchem Teile des Friedhofes der Vater schlief, und glaubte sogar die richtige Gräberreihe zu kennen, doch mein Suchen war vergebens. Die Reihen, die für mich in Betracht kamen, waren reich an alten hölzernen Grabkreuzen von der Art des Kreuzes, das wir dem Vater gesetzt hatten; doch so viel ich auch an den Blechtafeln, deren Aufschriften von den Unwettern langer Jahre verwaschen waren, die Namen zu ergründen suchte — den rechten Namen fand ich nicht. Auch vergessene Gräber gab es in den Reihen, die kahl und wüß gewesen wären, wenn nicht liebevoll die Natur für Gras- und Blumenschmuck gesorgt hätte. Der Gedanke erschreckte mich, daß vielleicht unter einem dieser verlassenen Hügel die Gebeine meines Vaters ruhten, und daß ich, die undankbare und pflichtvergeßene Tochter, die sich seit ihrer Kindheit nicht mehr um die teure Ruhestätte gekümmert hatte, jetzt nicht mehr im Stande sei, sie unter allen den andern Ruhestätten heraus zu finden. Aber Mutter Rölle hatte sich ja bereit erklärt, das Grab in ihren Schutz zu nehmen. Sie hatte sogar versprochen, den Rosenstrauch, der in unserem Garten stand, auf das Grab zu pflanzen. Sollte Frau Rölle ihr Versprechen nicht gehalten — sollte sie es während ihrer bitteren Leidenszeit vergessen haben? War etwa das Holzkreuz vermorscht niedergesunken oder vom Sturm zerbrochen und dann vom Totengräber beseitigt worden?

Ich stand vor einem wilden Rosenbusche, der seine blätterreichen Zweige wuchernd über mehrere Gräber breitete. Hinter dem dornigen Gezweige, halb versteckt, stand ein Holzkreuz, und als ich das verwilderte Gebüsch ein

wenig zur Seite bog, fand ich plötzlich den lieben Namen, den ich suchte. Die Schrift auf der eisernen Grabtafel war noch so klar und unverfälscht, wie ehemals. Durch das dicke Gerank des Dornenbusches war sie gegen Regensstürme geschützt worden. Ich betrachtete und las sie mit weihervollem Empfinden und dankte im Stillen der Mutter Rolle für den eigenartigen, dornigen Schutzwall, der das Grab und das Kreuz und die Inschrift hütete. Sie hatte zwar ein veredeltes Rosenstöckchen gepflanzt; doch aus den Wurzeln dieses Stöckchens waren Wildlingstriebe emporgeschossen, hatten als selbstsüchtige Sprossen dem edlen Mutterstämmchen die Säfte entzogen und sich zu Beherrschern des Grabes gemacht. Ich war mit der Absicht hergekommen, den Grabhügel durch den Totengräber neu aufzufrischen und schön bepflanzen zu lassen, und ein neues Grabkreuz für den Vater zu bestellen. Nun geriet ich in Zweifel, ob ich diese Absicht ausführen sollte. Die hausherrliche Dornenhecke bereitete sich schon zu ihrem großen Sommerfeste vor; hunderte von zartgrünen, spitzen Knöspschen hatte sie angefügt, und sie war doch gewiß von dem wonnigen Drange beseelt, alle diese Knöspschen zu Blüten gedeihen zu lassen und einen lichten Rosastor zu entfalten, der lieblicher war als das flammende Rosenfeuer, das die Junisonne in den Kronen der gezähnten und an Holzpfeilern festgebundenen Rosenbäumchen entzündete. Schnell gewann ich den verwilderten, krautstrotzenden, übermütig wachsenden und raumbegehrenden Blütenstrauch lieb, und da er überdies ein Andenken an Frau Rolle war, die den Strauch treu und goldherzig meinem Vater auf den Hügel gepflanzt hatte, so beschloß ich, ihm sein fröhliches Leben zu schenken und den Totengräber nur zu bitten, daß er ihn hübsch im Zaume halte und ihn verhindere, sich über Grabhügel auszubreiten, die ihn nichts angingen. Wenn erst der wuchernde Platzräuber ein wenig beschnitten und auf den ihm gebührenden Raum zurückgedrängt war, ergab sich für den Totengräber noch Gelegenheit genug, seine Verschönerungskunst an dem Hügel zu betätigen. Lange stand ich, in Andacht, Wehmuth und Erinnerungen versunken, an dem Grabe des vortrefflichen Mannes, der mein Erzeuger und der liebevolle Führer meiner frühen Kindheit war; hoch schlug mein Herz bei dem Gedanken, daß er noch unvergessen war bei allen, die ihn gekannt hatten, und daß alle Lippen und Zungen, die von ihm zu reden wußten, von seinem kernbraven Charakter und von gutem Thun kündeten. Die Tränen, die ich an jenem Hügel vergoß, waren nicht Tränen des Schmerzes, es waren Tränen der Freude, des Kindesstolzes . . . Ruhe sanft, Du heißgeliebter Vater! —

Jetzt zu Mutter Rolle! Frau Kerber hatte mir den Weg beschrieben. „Beinahe das schönste Denkmal auf dem Kirchhofe.“ Da war es schon. Ein hoher tafelförmiger Block aus schlesischem Marmor mit einem schön

gearbeiteten Sims und einer kreuzförmigen Krönung. Der Hügel wohlgepflegt und mit einem eisernen, teilweise vergoldeten Gitter umschlossen, Frau Kerber hatte des Ruhmes zu wenig gesagt. Mutter Rölle besaß das allerschönste und auch das vornehmste Grab des ganzen Friedhofes. Mehr als das Grabmal selbst, nahm die Inschrift meinen Sinn gefangen. Unter dem Namen und den Geburts- und Todesdaten der Verewigten stand in breiter Goldschrift ein alter, trostreicher Weisheitspruch, der schon manches leidende Herz getröstet hat und der auch, wie ich hier sah, dem verwaisten Sohne der hier ruhenden Märtyrerin so trostreich erschienen war, daß er ihn als Grabspruch gewählt hatte. „Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun.“ Das war ein Wort des Friedens, der Verzeihung, der Versöhnung, des stillen Duldens. Aller Aufruhr im Gemüte, alle Empörung gegen das namenlose Unrecht, durch das ein rechtschaffenes Menschenkind in Schmach und Tod getrieben worden war, wurde gedämpft durch den sanften Weisheitssegen, der dem alten Volkspruche entströmte. Auch meine Seele, die beim Anblick des Grabes in Erregung geriet, besänftigte er mild, und er brachte sie zu dem Glauben, daß Eduard nicht verzweifelt und mit finstern, trostleeren Herzen für immer aus seiner Jugendheimat geschieden war. Lange stand ich am Gitter, ernst und ruhevoll, in dunkle Erinnerungen versunken und von Dankbarkeit durchglüht.

Mein dritter Besuch galt dem Vater Kerber, und da mir die Uhr noch hinreichend Zeit gönnte, durchwanderte ich langsam die schmalen Gräberstraßen und stattete eine ganze Anzahl Visiten ab. Als Führer diente mir der Zufall, und ich durfte mit ihm zufrieden sein. Er führte mich zu der Mathilde Blasig, die zwei Jahr älter war als ich, und die mir einmal, als ich noch in die Schule ging, ganz im Vertrauen und begeistert erzählte, daß sich der Gutsinspektor närrisch in sie verliebt habe und sie heiraten werde. Er hat sie nicht geheiratet; ein anderer Bräutigam kam, küßte das verliebte Ding auf Stirn und Mund und nahm es mit sich ins Schattenreich. Achtzehn Jahre war sie alt, und die Grabchrift meldete, daß sie als eine ehrbare Jungfrau gestorben sei. Ein paar Gräber weiter hin rief die Rückseite einer Grabtafel das Gedenken in mir wach an eine andere Erdenpilgerin, der die große Schöpferin Natur ebenfalls ein allzuheißes Herz in die Brust gesetzt hatte. Das war die Anna Neugebauer. Sie starb als wir noch in Wiesdorf wohnten, und sie war damals schon eine hohe Dreißigerin. Den Tod der Ophelia erlitt sie. Die Leute sagten, sie sei mannstoll gewesen; aber es gab einsichtsvolle Frauen, die dieser Behauptung entgegentraten und zur Ehre der Toten erklärten, sie sei wahnsinnig geworden, weil ein Mann, den sie mit heißer Inbrunst liebte, von ihr nichts wissen wollte. Da sie nach allgemeiner Ansicht im Wahnsinn ins Wasser gegangen war, durfte

sie in der Reihe begraben werden. Recht viele der Menschen, deren Gebeine unter der Erde lagen, über die meine Füße schritten, gewannen vor den Blicken meines Geistes aufs neue Gestalt und Leben. Sie standen vor mir, wie ich sie gekannt hatte, als sie noch auf Erden wandelten: der geizige Stusche-Bauer, der seine Söhne lobte, weil sie von ihm kein Taschengeld verlangten, und der nicht wußte, daß ihn die vielgelobten Söhne heimlich bestahlen und das gestohlene Getreide an die Nachbarn verkauften; der Weber Püschel, an den ich recht oft gedacht hatte, weil ich mich gern an den Mandelbaum erinnerte, der in Püschels Garten stand und im zeitigen Frühjahr so wunderschön blühte, daß er mir immer wie ein Märchenbaum vorkam; die Krämersfrau Borchert, die mich einmal schlug, weil ihr verlogener Junge behauptet hatte, ich hätte die Zunge gegen ihn ausgestreckt; meine Jugendfreundin Marie Schneider, die mich einmal in den Bach gestoßen hatte, und andere . . . ach, so viele! Mir fiel ein Gleichnis ein, das meine Mutter manchmal der Tante sagte. Sie verglich die Zeit und das Leben mit einem großen Leiterwagen, der voll mit Menschen geladen ist und der von zwei wilden Pferden gezogen wird. Die Pferde rasen so schnell dahin, daß ein Mensch nach dem andern vom Wagen purzelt. Meine Mutter sprach gern in solchen Gleichnissen, und der schnell fahrende Wagen kam oft darin vor. Meinen Jugendbekannten, die auf der raschen Lebensbahn gepurzelt waren, und an deren letzter Ruhestatt ich nun weilte, entbot ich einen herzlichen Abschiedsgruß und versprach ihnen, bald wieder zu kommen. Meine Absicht war, den Herrn Pfarrer zu besuchen; doch als ich in den Pfarrhof kam und nach ihm fragte, wurde mir der Bescheid, daß er ins Nachbardorf zu einem Kranken gefahren sei. Ich nannte der Wirtin meinen Namen und erkundigte mich, zu welcher Zeit ich ihn am besten anträfe. Sie nannte mir den Vormittag des nächsten Tages und sagte, daß sie mich anmelden wolle.

Nun ging ich zum Totengraber und sprach mit ihm wegen Vaters Grabe.

Beizeiten war ich daheim im Gasthause, konnte mich von meiner Wanderung ein wenig ausruhen und mich dann an den Mittagstisch setzen, der mir zu Ehren festlich gedeckt war.

Mutter Kerber hatte wirklich viel zu tun, aber sie hielt es für eine freundschaftspflicht, sich mir ein wenig zu widmen, und sie plauschte ja ganz gern ein bißchen. Beim Vesperkaffee saßen wir eine Stunde zusammen, und ich erfragte und erfuhr in dieser Zeit, was Eduard bei den Brennersleuten ausgerichtet hatte.

„Bei uns geht alles wie verheert zu!“ pflegte Herr Koniecký zu sagen, und er hatte recht. In seinem Hause waltete kein Segen. Er hätte ein reicher Mann sein können; doch er war arm. Ihm hatte sich, wie keinem andern Menschen im Dorfe, die Gelegenheit zum Einsammeln von Geldschätzen dargeboten; aber das Talent zu solcher Tätigkeit war nicht vorhanden gewesen.

In seinen jungen Jahren stand er als Brenneiverwalter im Dienste des Grafen. Er war ein großer, riesenstarker Mann mit einer robusten, herrischen Natur, vor dem alle Untergebenen zitterten, und der sogar seinem gräflichen Herrn einen gewissen Respekt einzulösen wußte. Mit der Kraft seiner eindringlichen Beredsamkeit gelang es ihm, den Grafen zu einem merkwürdigen Entschlusse zu drängen. Ein Vertrag wurde geschlossen, laut dem Herr Koniecký die Gutsbrennerei zehn Jahre lang auf eigene Rechnung leiten sollte und einen bestimmten Pachtbetrag an die Dominalkasse zu zahlen hatte. Nach Ansicht aller Leute, die sich ein Urteil über die Ertragsfähigkeit der Brennerei zu trauten, war die Pacht sehr mäßig. Im Dorfe galt die Ansicht, daß sich Herr Koniecký während der zehn Jahre ein großes Vermögen erarbeiten werde. Die Rechner, die ihm sein Einkommen nachzurechnen suchten, — obwohl sie besser getan hätten, sich mehr um die eigenen Wirtschaften zu kümmern —, zogen nicht in Betracht, daß Herr Koniecký ein Nobelman war, der viel mit seinen Stadtleuten aus Ratibor verkehrte und sich in der vornehmen Gesellschaft nicht lumpen ließ. Herr Koniecký ließ sich auch auf Spekulationen ein, bei denen er weniger daran dachte, Geld zu erwerben, als vielmehr seine Klugheit zu zeigen und großtuerisch zu prahlen. Solche Unternehmungen gingen allesamt fehl, weil sie ohne Berechnung und Überlegung begonnen waren. Zum Beispiel fiel ihm plötzlich ein, Acker zu pachten und die Viehzucht in großem Maßstabe zu betreiben. Auf den Gütern der Nachbarschaft hätte er für mäßiges Geld die besten Zuchtthiere kaufen können; doch der sonderbare Querkopf ließ sein Rindvieh aus der Schweiz kommen, damit sich sein Viehstall auszeichnen sollte vor allen Viehställen in weiter Umgegend. Dieser Spaß kostete ihm ein kleines Vermögen; denn als er ein Jahr später die teuren Tiere los werden wollte, weil sie in unserem schlesischen Flachlande nicht gediehen, vielleicht auch, weil ihnen das Schlempefutter nicht zusagte, mußte er sie für ein Lumpengeld hingeben. Viel Geld auch kostete ihm sein Sohn, den er durchaus zu einem hochstudierten Herrn erziehen lassen wollte, und der mit siebzehn Jahren geisteskrank wurde und aus dem Gymnasium in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Der Graf bedauerte, daß er diesem Manne die Schloßbrennerei ausgeliefert hatte. Doch gerade in der Zeit, in welcher der Vertrag abgelaufen war, starb der Graf, und die Gräfin

ließ sich bewegen, Herrn Koniecty die Brennerei noch weiter zu überlassen. Diesen Fehler hatte sie sehr zu bereuen. Der Pächter bereitete ihr manchen Ärger, und sie war froh, als sie ihn endlich mit Hilfe des Gerichtes los wurde. Er hatte Veränderungen in der Brennerei vorgenommen, die durchaus unpraktisch waren und die sich die Gräfin nicht gefallen lassen konnte. Ein Prozeß war entstanden, hatte anderthalb Jahre gedauert und mit dem Siege der Schloßherrin geendet. Die Familie Koniecty bewohnte seitdem das Auszughaus eines Bauern. Sie galt noch immer als vermögend, und während es sonst in der Art der Dorfleute liegt, über Mangel an Geld zu klagen, prahlte Herr Koniecty gern mit seinem Reichtum. Kundige Leute wollten jedoch wissen, daß es Mathäi am Letzten bei ihm sei. Er handelte mit Pferden, gelegentlich auch mit Kühen, und vertrat eine Lebensversicherungs-Gesellschaft.

Frau Koniecty war ein gutherziges, unbedeutendes Geschöpf. Sie hatte viel zu leiden unter der Roheit ihres Mannes, klagte gern über ihn, weinte sich oft die Augen rot, war aber im Grunde ihres Herzens mit ihrem Schicksal ganz zufrieden. Sobald jemand auf ihre Klagen einging und ihren Mann tadeln half, änderte sie sogleich den Ton, nahm Herrn Koniecty mit vielen Worten in Schutz, rühmte seine Vorzüge und erklärte rund heraus, daß sie stolz auf ihn sei. Selma, die Tochter, zählte nach meiner Berechnung vierundzwanzig Jahre. Hoffentlich war sie nicht mehr ein so abscheuliches Ding, wie in unser Schulmädchenzeit! Ich konnte den aufgepukzten, eingebildeten Fraß nicht leiden. Hübsch war sie, das mußte man ihr lassen. Wer sie zum ersten Male sah, gewann den kleinen runden, fraushaarigen und dunkeläugigen Balg auf der Stelle lieb. Wenn sie nur nicht so eingebildet, so hochnäsiger und so schrecklich verzogen gewesen wäre! Im Lernen war sie keine Größe; aber sie wurde vom Lehrer schonender als wir behandelt und uns sogar als Muster hingestellt. Wir bildeten uns ein, daß sie einen Vorzug genieße, weil ihr Vater ein reicher, vornehmer Mann und der Lehrer sein Freund war. In der Schule öffnete sie während der Freipause ihren Koffer, nahm daraus die schönsten Dinge zum Essen und zum Naschen, breitete sie langsam und mit Behagen vor sich auf der Bank aus und weidete sich höhnisch an unserem Neide. Die Butterschnitten, die Wurst und das gute Obst hatte sie von ihrer Mutter bekommen, den Kuchen dagegen, sowie das Konfekt und die Bonbons, von ihrem Taschengelde gekauft. „Ich kanns haben!“ sagte sie breit und zerrig und in schlechtem Hochdeutsch. Ihr Vater verlangte, daß sie auch im Verkehr mit uns Dorffindern „städtisch“ reden sollte; das stand ihr aber nicht gut zu Gesicht; es klang albern und gemacht, und uns ärgerte es. Auslachen durften wir sie nicht, weil sie es sogleich dem Lehrer klatschte

und wir dann Prügel kriegten. Sie konnte aber ganz gut in der Dortsprache plappern. Die Pachtwiese ihres Vaters war noch bei unserer Wiese, und wenn wir dort die Kühe hüteten, vergaß sie zuweilen auf ihre Vornehmheit und redete ganz so, wie ich.

Wie mochte sie jetzt aussehen? Ob sie noch immer hübsch war? Und noch immer eitel? Auch noch so herzlos, wie früher? Verhaßt war sie mir von jeher gewesen; aber seitdem sie einmal auf der Wiese zu mir gesagt hatte: „Wenn meine Mutter sterben tut, da krieg ich de ganzen schinen Sachen und de guldnen Ohrringe und de Ketten und olles —“ hegte ich einen Abscheu gegen sie. Ihre Mutter lag damals krank zu Bett. Jedes andere Mädchen ihres Alters — sie hatte schon das zwölfte Jahr hinter sich — wäre bei dem Gedanken, daß seine kranke Mutter sterben könne, von einem Entsetzen erfaßt worden; Selma hingegen freute sich auf den Tod der Mutter, weil sie die Kleider und den Schmuck zu erben hoffte; so hartherzig, so selbstsüchtig, so eitel war sie. Zwar sagte ich mir zu ihrer Entschuldigung, daß sie nur aus angeborener Dummheit so frevelnd, so lieblos und unfindlich reden konnte; aber ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie ein böses Geschöpf sei, dem man so viel als möglich aus dem Wege gehen müsse. Ich hätte sie ganz gern einmal gesehen; doch ich war gewillt, ihr auszuweichen. Nach einer Unterhaltung mit ihr sehnte ich mich nicht.

Das war die Familie, von der Eduard Rölle Rechenschaft fordern wollte. Diese Leute sollten von ihm verantwortlich gemacht werden für die Schande, in die seine Mutter geraten war — für das Elend und den Tod der Mutter. Er wollte sie zwingen, die furchtbare Beschuldigung zurückzunehmen und dadurch das geschändete Andenken der Toten zu Ehren zu bringen.

Damals war Herr Koniecky noch Brennereipächter und eine tonangebende Größe im Dorfe. Zum Glück war er nicht daheim, als Eduard Rölle hinkam. Es wären sonst zwei Naturen zusammen geraten, die kein Verständnis für einander besaßen. Eduard, der in der strengen Schule des Lebens leidlich gut erzogen worden war, hätte sich schnell verletzt und beleidigt gefühlt durch die grobe Tonart des hochmütigen, dünnhäftigen und ungebildeten Pächters. Bei der hochgradigen Erregung, in der sich Eduard während jenes Besuches befand, hätte ein schlimmer, vielleicht gar folgenreicherer Auftritt nicht ausbleiben können.

Frau Koniecky war allein zu Hause. Sie erkannte den Gast auf den ersten Blick, da sie von seiner Ankunft in Wiesdorf gehört und ihn bereits auf der Straße gesehen hatte. Beide waren verlegen, sie und er. Sie ahnte, weshalb er kam, und sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte: ob es

angebracht sei, ihn als Bekannten willkommen zu heißen, oder ihn als einen Feind zu betrachten, oder als den Sohn einer Diebin geringschätzig zu behandeln. Eduard war mit dem Entschluß hergekommen, schroff und energisch mit den Leuten zu reden und Rechenschaft von ihnen zu fordern. Doch als er der Frau gegenüber stand, bezwang er seinen Zorn und bemühte sich, in ruhigem Tone zu reden. Im Herzen der Pächtersfrau siegte schnell die angeborene Gutmütigkeit, und schon wollte sie sich über den Besuch erfreut zeigen und dem Gaste die Hand entgegenstrecken, da schreckte sie zurück vor dem bedrohlichen Ausdruck seines Gesichts. Er nannte den Grund seines Kommens und schlug dabei einen so harten, vorwurfsvollen Ton an, daß Frau Koniecty schon den Mund aufthat, um die Magd zu Hilfe zu rufen. Sie ängstigte sich vor dem Manne; sie fürchtete, daß er auf sie losstürzen und sie schlagen werde. Doch sie unterdrückte den Ruf, da sie noch rechtzeitig merkte, daß Eduard nicht wie ein Faustheld ausah; wohl aber wich sie ein paar Schritte von ihm ab. Er verlangte zu wissen, wer den schimpflichen Verdacht gegen seine Mutter aufgebracht habe. Er wollte, wie er sagte, Klarheit schaffen.

Trotz der fieberhaften Glut, in der seine Seele bebt, mäßigte er plötzlich seine Stimme, weil ihm einfiel, daß es unschicklich sei, in schroffer Weise mit einem zaghaften Weibe zu sprechen. Die Pächterin gewann Mut, und schnell kam ihre vom Schreck gelähmte Zunge in Gang. Sie begann zu erzählen . . . plappernd, kunterbunt, verworren durcheinander; erzählte, wie alles gewesen und gekommen sei, wie sie die Frau Rölle immer so gern gehabt habe, wie es ihr noch heute schwer falle, an deren Schuld zu glauben, und auf einmal unterbrach sie den Wortsprudel, weil ihr einfiel, dem Gaste einen Stahl anzubieten. Eduard hatte von dem Schwall der Worte nicht viel verstanden; als er nun der Frau gegenüber saß, gelang es ihm durch ein paar Fragen, den Redestrom in eine ordentliche Bahn zu leiten. Er erfuhr nun eine Geschichte, deren Hauptinhalt ihm bereits bekannt war, da er ihn im Pfarrhause kurz vernommen hatte. Die Einzelheiten waren ihm neu, und es war ihm viel daran gelegen, die ganze Geschichte in allen ihren Teilen, bis auf die kleinsten Nebenumstände kennen zu lernen. Er erfuhr folgendes:

Im Spätsommer, zur Zeit der Grummeternte, kamen drei Herren aus Ratibor, die Koniecty schon längst mit Sehnsucht erwartet hatte. Sie wollten ihre Schulden bezahlen und brachten Geld — viel Geld. Der eine war ein Hotelbesitzer, der andere ein Gastwirt und der dritte Besitzer einer Dampfziegelei. Alle drei hatten Spiritus aus der Brennerei bezogen. Der beste dieser Kunden war der Ziegeleibesitzer; er verkaufte den Schnaps an seine Arbeitsleute und machte dabei ein glänzendes Geschäft. Lange schon

hatten sich die drei zu einer gemeinsamen Spritztour nach Wiesdorf entschlossen, und nun endlich hatten sie Wort gehalten. Der Frau Pächterin kamen sie recht ungelegen, da sie sich nicht angemeldet hatten. Schoßmal waren sie von Herrn Koniecty eingeladen worden, und da mußten sie natürlich bewirtet werden. Die Frau war aber gerade mit dem Einsäuern der Gurken und mit andern wichtigen Arbeiten beschäftigt, und sie wußte in der Angst und Eile nicht, was sie den feinen Herren vorsetzen sollte. Da kam es ihr ganz recht, daß ihr Mann sie aufforderte, mit ihm ins Gasthaus zu gehen. Sie wollten dort Billard spielen und Frau Koniecty sollte inzwischen etwas zum Schnabulieren herrichten. Ehe sie ins Wirtshaus gingen, trug der Brennereipächter das Geld, das sie gebracht hatten, in die Oberstube. Die Frau Pächter eilte ihm dienstfertig voraus und schloß die Thür auf. Er warf das Geld — es waren nahezu dreitausend Mark — in eine kleine blecherne Kassette, steckte sie in die Schublade des Vertikofs und eilte zu seinen Gästen hinab, die schon im Hofe warteten. Im Davoneilen aus der Oberstube sprach er noch hastig zu seiner Frau, daß er das Geld nach seiner Heimkehr richtig verschließen wolle, zufällig habe er den Schlüssel zum Schrank nicht bei sich.

Das Schubfach des Vertikofs war unverschließbar, da das Schloß nichts mehr taugte. Das Blechkästchen, das es barg, diente gewöhnlich als Kleingeldkasse; große Beträge verwahrte Herr Koniecty in einem Fach eines schweren Eisenschranke. Den Schlüssel zu diesem Fach hielt er gut verwahrt. Wenn er ihn zur Hand gehabt hätte, wär's besser gewesen. Er hätte dann das neu angekommene Geld sogleich einschließen können, und das fürchterliche Unglück wäre nicht geschehen.

Frau Koniecty schloß, als er fort war, die Thür der Oberstube ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Jetzt begann für sie die schwere Sorge um das Wohl ihrer Gäste. Sie mußte sich sputen. Ein Glück nur, daß Frau Rölle da war, die ihr helfen konnte! Gern hätte sie eine Gans oder ein paar Enten geschlachtet und gebraten; aber das dauerte ja viel zu lange. Wenn doch die dummen Leute wenigstens ein paar Zeilen geschrieben hätten! Aber einer Frau so auf den Hals zu kommen — das ist doch schrecklich! Frau Koniecty konnte kochen! Sie hätte gern bewiesen, daß sie keine dumme Dorftriene sei, und sie wäre glücklich gewesen, wenn die verwöhnten Stadtherren später zu ihren Frauen gesagt hätten, sie sollten nach Wiesdorf zur Frau Koniecty gehen und kochen lernen. Und nun stand sie ratlos da, weil nichts Ordentliches im Hause war! Gut, daß wenigstens ein Stück Pöfelsfleisch im Salze lag! Na, los also! Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, alles hübsch machen in der Stube, Eier schlagen zum Eierkuchen! Alle mußten helfen, Frau Rölle sowie die Magd.

Bei all der vielen Arbeit fand Frau Rölle noch Zeit, die begonnene Arbeit des Gurfeneinsäuerns zu vollenden. Sie brauchte dazu den großen Topf, der in der Oberstube stand. Ob die Thür offen sei, fragte sie. Nein, die Thür war verschlossen. Aber Frau KoniECKy gab ihr den Schlüssel. Nach wenigen Augenblicken war der Topf zur Stelle. Wenn es viel zu tun gab, war Frau Rölle sehr fix und gefirre. Sie konnte noch springen wie ein Junge. Den Schlüssel zur Oberstube gab sie sogleich der Hausfrau zurück.

Als die Herren aus dem Kretscham zurück kamen, fanden sie einen gedeckten Tisch. Frau KoniECKy meinte, sie wären gerade zur rechten Zeit gekommen, und die Herren sagten, der Hunger habe sie her getrieben. So traf sich alles aufs beste. Der Hunger konnte gestillt werden und die Hausfrau hatte das Vergnügen, daß sie die Speisen frisch vom Ofen auf den Tisch bringen konnte. Den Gästen schmeckte das Essen ausgezeichnet gut und sie befanden sich in der gemüthlichsten Stimmung. Ach, daß der schöne Tag ein so schreckliches Ende nahm!

Kurz nach Tisch war es, als der große Spektakel los ging. Herr KoniECKy erinnerte sich an das Geld. Er wollte mit den Herren eine Spazierfahrt machen, vorher jedoch seinen Reichtum verschließen. Seine Frau gab ihm den Schlüssel zur Oberstube und er verließ das Zimmer. Inzwischen unterhielt sich die Hausfrau mit den Gästen. Sie war eben dabei, zu erzählen, daß ihre Selma zu Ostern aus der Schule gekommen sei, daß der Schullehrer immer sage, sie sei das hübscheste und klügste Kind, das er bisher in seiner Schule gehabt habe, und daß sie nächstes Jahr in ein Kloster komme — „von wegen der Bildung“ — als Herr KoniECKy wie ein Wilder zur Thür herein gestürzt kam und wissen wollte, wo das Geld sei.

Das Geld? — Was für Geld? — Das Geld liege dort, wo er es selber hingelegt habe — in der Schublade des Vertikows . . . Dort liege kein Geld, — die Kassette sei fort. — Aber das sei doch nicht möglich! Es sei doch kein Mensch in die Oberstube hinauf gekommen! . . . Frau KoniECKy beteuerte, daß sie den Schlüssel immerfort in der Tasche ihres Kleides gehabt habe . . .

Sie stürmten nun beide hinauf in die Oberstube; der Brenner voran, sie hinterdrein. Beide starrten ratlos, verdutzt und wie entgeistet in das Schubfach. Die Frau wühlte mit den Fingern in den Papieren und Rechnungsbüchern. Er aber versetzte ihr einen Stoß, so daß sie an den Schrank taumelte und brüllte sie an: „Hier ist kein Geld! Wo hast Du das Geld hingetan?“

Händeringend schwur sie, daß sie das Schubfach nicht geöffnet habe. Er schloß den Schrank und das Geldfach des Schrankes auf; er suchte und

tafelte darin herum; er durchsuchte die ganze Stube — die Kassette war nicht zu finden. Frau Koniecky betete zu allen Heiligen; sie glaubte, ihr Mann werde sie in seiner rasenden Wildheit umbringen. Mit beiden Fäusten schlug er auf sie los und sie schrie so laut, daß die drei Herren unten in der Wohnstube es hörten und zu Hilfe kamen. Der Brenner war kaum zu bändigen und seine Gäste sahen mit Entsetzen, daß ihr Spirituslieferant ein roher Wüterich sein konnte. Sie nahmen die bedrohte Frau in Schutz und redeten auf sie ein, damit sie nachdenken solle, ob sie wirklich den Schlüssel immerfort in der Tasche gehabt habe. Die Frau war so niedergeschmettert und angstvoll verwirrt, daß sie nicht mehr ordentlich zu denken vermochte. Aber plötzlich fiel ihr ein, daß Mutter Rölle den Gurkentopf aus der Oberstube geholt hatte. Sie nannte den Namen dieser Frau; sie gab, von Fragen bedrängt, Auskunft über den Vorgang, und auf einmal schrie Herr Koniecky, der noch immer wütend und toll umhertobte und dabei nach dem Gelde suchte: das alte Weib habe die Kasse gestohlen — er wolle wissen, wo die schlechte Spitzbubenherge sei. Im Nu war er draußen und zur Treppe hinab. Er rief und suchte nach Frau Rölle; denn er wußte nicht, daß sie bereits nach Hause gegangen war. Auch die Gäste gingen hinunter, und alle drei meinten, daß nach der Lage der Sache nur die Person, die den Gurkentopf geholt habe, die Diebin sein könne. Allen dreien war die Geschichte recht peinlich und unangenehm; einmal weil sie gewissermaßen die Ursache zu dem Verbrechen geliefert hatten, und ferner, weil ihnen die ganze Landpartie verdorben wurde. Schließlich aber wußten sie der ärgerlichen Begebenheit eine angenehme Seite abzugewinnen. Es war doch recht interessant, einen gewichtigen Kriminalfall zu erleben und gleichsam dabei mitzuwirken, und sie waren dann auch willens, die Diebin festnehmen und ihr die Beute entreißen zu helfen. Nachdem Herr Koniecky noch einen Wutausbruch auf seine Frau versucht hatte, mit einem Gesichtsausdruck, als ob er die Unglückliche zerreißen wollte, rannte er, gefolgt von seinen Ratiborer Kunden, nach dem Gärtnerhause. Da erfuhr er vom Gärtner, daß Frau Rölle vor einer halben Stunde nach der Stadt gegangen sei.

Häuserweit hörte man, wie Herr Koniecky drüben am Gärtnerhause schimpfte. Seiner Ansicht nach war Frau Rölle mit dem gestohlenen Reichtum nach der Stadt gelaufen. Er schickte nach dem Schulzen; er verlangte, daß schnell ein Wagen eingespannt werde, damit er dem Schandweibe nachfahren und es einholen könne; er bat, man möge ihn festhalten; denn wenn er das gottverdammte Laster erwische, hänge er es am ersten besten Baume auf, mit den Füßen nach oben, oder er schmeiße es auf einen Heuhaufen und zünde ihn an, damit es lebendig verbrenne. In solcher

Weise wetterte, fluchte und raste er, und zugleich jammerte er um das viele, viele Geld. Doch er war überzeugt, daß das Geld nicht verloren sei, — daß man es der Diebin abjagen werde.

Die gute Frau Rölle, die inzwischen mit eiligen Füßen und reinem Gewissen dem Städtchen zueilte, wäre gewiß recht spät verfolgt worden, wenn nicht der Ratiborer Ziegeleifabrikant befohlen hätte, schnell seinen Sandschneider anzuspannen. Die Brennerpferde befanden sich zufällig draußen auf der Wiese; sie sollten ein Fuder Grummet herein holen. Ein paar Bauern, von denen der Brenner Fuhrwerk beehrte, machten Ausflüchte; sie hatten offenbar keine Lust, ihrem wenig beliebten Nachbar eine Gefälligkeit zu erweisen. Er konnte daher froh sein, daß die Jagd auf die vermeintliche Spitzbüb'in mit dem leichten Fahrzeug erfolgen sollte, auf dem die Ratiborer Herren nach Wiesdorf gekommen waren. Herr Koniecki wollte mitfahren; doch man riet ihm, da zu bleiben und an der Haus-suchung teilzunehmen. Die Herren nahmen einen der jungen Burschen mit, die sich als Gaffer am Gärtnerhause eingefunden hatten. Sie mußten jemand haben, der die Frau kannte.

Auf der Landstraße preschten die Ratiborer mit ihren starken Pferden und ihrem Wägelchen so wild dahin, wie verrückt gewordene Fleischer. Beinah hätten sie den alten Preußner aus der Steinkolonie totgefahren. Er taperte mitten auf der Straße, und als er den Hufschlag und das Rädergerassel vernahm und zur Seite springen wollte, hatten ihn die Pferde schon eingeholt, und er stürzte nieder. Man weiß nicht, ob ihn das Sattelpferd hingerissen hatte, oder ob er vom bloßen Schreck gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Oberschlesien im Dezember 1904.

Börse und Handel. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Oberschlesischer Stahlwerksverband. Königs- und Laurahütte. Donnersmarchhütte. Eisenerze in Glasowka. — Oberschlesisches Bergwesen. Königsgarbe. Paulusgarbe. Godullaschacht. — Verkehrsmittel. Haltestelle Polnisch-Würbitz. Bahnbau Troppau-Bauerwitz. — Schiffsverkehr. Cosel-Oderhafen. Oderhafen Oppeln. — Landwirtschaft. Gartenbau. Bienenzucht. — Volksbildung und Volksunterhaltung. Freie wissenschaftliche Vereinigung in Glewitz. Volkstümlich-wissenschaftliche Vorträge in Königshütte. Körnerabend in Bismarckhütte. — 150jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche in Falkenberg. — Kommunales. Verwaltungsbericht der Stadt Beuthen O.-S. Verstaatlichung des Gymnasiums in Kattowitz. Zusammengemeindung von Zaborze. 100jähriges Jubiläum von Klein-Zaborze. Centenarfeier der Gemeinde Jawada im Kreise Pless. — Lungenheilstätte in Loslau. — Auszeichnungen. Ernennungen. Versetzungen. Jubiläum.

Börse und Handel zeigten im Dezember, obwohl das Geschäft auf den meisten Gebieten einen sehr ruhigen Charakter trug, im ganzen eine feste Haltung, wozu die Nachrichten aus dem Industriebezirk merklich beitrugen. Nicht ganz im Einklang mit der Gesamthaltung stand die Tendenz auf dem Kohlenaktienmarkt. Die Nachrichten von einem bevorstehenden Streik der Bergarbeiter im Ruhrrevier wirkten auf die Kohlenwerte ungünstig. Indessen machen die alle Erwartungen übertreffenden Kohlenabsatzziffern einen guten Eindruck. Für Eisenwerte herrschte feste Stimmung. Es zeigten sich darin weitere, wenn auch im allgemeinen nicht erhebliche Kurserhöhungen. Dieses Gebiet wurde, wie die Aktien der Metallwerte überhaupt, fortdauernd durch die befriedigenden Berichte von den auswärtigen Metallmärkten günstig beeinflusst, ebenso durch die Nachricht von den Vereinbarungen der ober-schlesischen Walzwerke. Die Bestrebungen zur Herbeiführung internationaler Kartelle in der Eisenindustrie verschaffen dem Eisengewerbe eine neue innere

festigung und Aussicht auf eine günstige Zukunft. Die Börse verschließt dann auch keineswegs die Augen gegen diese freundlichen Aspekte, und wenn sich die Kursbewegung auch besonnen und öfters mit kleinen Rückschlägen vollzog, so ist dies sicherlich nur geeignet, das Vertrauen des außenstehenden Publikums in die Dauer der Bewegung zu vermehren. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Hausssebewegung bereits von einem verhältnismäßig hohen Niveau ausging. Die Fusion der „Oberschlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft“ und der „Hulschinskywerke“ führten zu lebhaften Umsätzen in diesen beiden Werten im freien Verkehr, wobei die Aktien der letzteren merklich anzogen. Für Bankpapiere herrschte eine günstige Stimmung. Der Geldmarkt zeigte eine starke Flüssigkeit; diese war derartig, daß Geld auf tägliche Kündigung zeitweise mit wenig mehr als 3 % offeriert wurde. Unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste zeigte das Geschäft eine merkliche Zurückhaltung, die unmittelbar nach den feiertagen noch größer wurde. Gegen Ende des Monats und Jahres bewahrte die Börse ihre feste und zuversichtliche Grundstimmung; denn sowohl die Tagespekulation wie auch das außenstehende Kundenpublikum erwarteten im neuen Jahre eine weitere Ausprägung der im allgemeinen günstigen Geschäftslage auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe.

Im besonderen sei vom obereschlesischen Eisenmarkt noch folgendes hervorgehoben. Auf dem obereschlesischen Walzeisenmarkt hat sich die Zuversicht auf eine weitere günstige Entwicklung verstärkt. Hinsichtlich der Verkaufstätigkeit des obereschlesischen Verbandes in Handels-, Stab- und Bandeseisen trat eine gewisse Ruhe ein, weil die Kundschaft ihren Bedarf für das erste Vierteljahr 1905 gedeckt hatte. Die Versorgung erfolgte in einem der Zeit völlig entsprechenden Umfange; von einer Zurückhaltung war nichts zu spüren. Auch das Ausland hat sich an den Käufen für das Frühjahr in nennenswerter Weise beteiligt. Hierbei wurde der belgische Wettbewerb in den Donauländern und den orientalischen Gebieten weniger fühlbar, weshalb auf einer festeren Preislage vorgegangen werden konnte. Auch Dänemark trat wieder als besserer Käufer auf. Der Eingang von Aufträgen gestaltete sich etwas lebhafter, wenn auch noch nicht in dem Maße, daß man die Befüllung der einzelnen Strecken als allgemein befriedigend hätte bezeichnen können. Das ist aber auch sehr natürlich; denn vor der Inventur wird nach Möglichkeit der vorliegende Bedarf abgerufen. Doch waren schon beträchtliche Bestellungen zur Januar- und Februarverladung erteilt, im Januar werden zweifellos die Ausführungsaufträge stärker eingehen, wobei sich der Kleinhandel besser beteiligen dürfte. Auch in den Verfeinerungsbetrieben regte es sich in Bezug auf Ergänzung der Vorräte. Der Verkaufsstelle des „Oberschlesischen Stahlwerksverbandes“

wurden auch die Erzeugnisse der Eisenblech- und Rohrwalzwerke angeschloffen. Die Verkaufstätigkeit in Trägern seitens des Stahlwerksverbandes entwickelte sich ziemlich lebhaft; auch aus dem Auslande hält die Nachfrage nach Trägern an. Die Universaleisenwalzwerke sind in besserem Betriebe als im vorigen Jahre. Die Preise sind unverändert fest. In den Rohrwalzwerken ist die Befüllung eine bessere als im November; Lageraufträge auf Gasröhren für das Frühjahr gingen ziemlich reichlich ein; die Preise sind mittelmäßig. Schienen stehen in guter Nachfrage bei festen Preissätzen, welche der Stahlverband festsetzt. In den Eisenblechwalzwerken ist der Grad der Beschäftigung nicht unbefriedigend. Grobbleche werden durch die Konstruktionswerkstätten, Waggonfabriken und Kesselfabriken besser begehrt. Die Feinblechwerke haben bereits reichlich Aufträge für die Frühjahrsverladung, namentlich für die Ausfuhr. In Walzdraht ist der Abruf befriedigend. Der Roheisenmarkt ist unveränderlich. — Leiter des „Oberschlesischen Stahlwerksverbandes“ ist der bisherige Geschäftsführer, Direktor Oswald, geblieben. Nunmehr gehört dem Verbande auch die Vereinigte Königs- und Laurahütte in vollem Produktionsumfange an, die in die Geschäftsführung des Verbandes den Direktor Kapal delegiert hat. Das Arbeitsverteilungsbureau war bisher der Verkaufsstelle in Berlin angegliedert; nunmehr ist es nach Friedenshütte verlegt und die Leitung desselben dem Prokuristen der Friedenshütte, Malcher, übertragen worden. Zum Generaldirektor der Königs- und Laurahütte ist Geheimrat Hilger ernannt worden, der seine neue Stelle am 1. Februar 1905 antreten wird; man mutmaßt, daß er in Siemianowitz Wohnung nehmen wird. Der Oberpräsident von Schlesien, Graf von Zedlitz-Trützschler, stattete am 2. Dezember der Donnersmarchhütte anlässlich der Einweihung und Eröffnung der neuen Haushaltungsschule einen Besuch ab. Er war vom Regierungspräsidenten Holz begleitet. Auf dem Bahnhofe in Zabrze empfing Landrat Dr. von Ziller die Herren und fuhr mit ihnen zur Hütte, wo dieselben vom Generaldirektor Hochgesand begrüßt wurden. Hier hatten sich zur Begrüßung außerdem eingefunden: Bergrat Pieler-Ruda, Kreisschulinspektor Schulrat Polazek, Kreisschulinspektor Dr. Hampel, Rechtsanwalt Goldstein-Kattowitz, die Hüttendirektoren Hein, Jannus, Krause und Müller, und die Gemeindevorsteher Bessert-Klein-Zabrze, Scherholz-Zaborze, Grabka-Dorotheendorf. Nach Besichtigung der Parkanlagen fand die Einweihungsfeier der neu errichteten Haushaltungsschule statt. Die Anstalt besteht aus dem Schulgebäude und Ökonomiegebäuden. Die Weiherede hielt der zuständige Kreisschulinspektor Schulrat Polazek. Der Oberpräsident sprach seine Zufriedenheit über die neue Haushaltungsschule und über alle Wohlfahrtseinrichtungen der Donnersmarchhütte aus und betonte,

daß alle diese Einrichtungen infolge Anregung des Generaldirektors Hochgesand entstanden seien, der unermüdlich in der Sorge um das Wohl der Arbeiter sei. Für diese Tätigkeit überreichte der Oberpräsident dem Generaldirektor Hochgesand den Roten Adlerorden 4. Klasse als Allerhöchste Anerkennung. Vor der Haushaltungsschule hatten die Schüler der Gartenbauschule, der Fortbildungsschule und der Handfertigkeitsschule unter Führung ihrer Lehrer Kleiner, Bendig und Gollasch Aufstellung genommen, ebenso die Schülerinnen der Haushaltungsschule mit ihren Lehrerinnen frl. Swoboda und Sandmann. Nach der Eröffnungsfeier wurde im Kasino- saale, wo die Hüttenkapelle konzertierte, das Frühstück eingenommen. Hier sang auch die Knabenfängerabteilung der Fortbildungsschule der Hütte unter Leitung des Lehrers Czopka einige schöne Lieder vierstimmig, darauf der Männergesangsverein der Hütte unter Direktion des Kapellmeisters Müller mehrere herrliche Männerchöre. Nach dem Frühstück wurde die Besichtigung der Hütte mit allen ihren Einrichtungen fortgesetzt. Zunächst begab man sich nach der Turnhalle, wo der Vorstand des Männerturnvereins Jabrze mit dem Vorsitzenden Schichtmeister Saager an der Spitze und zwei Riegen Turner versammelt waren; die letzteren führten Musterübungen am Reck und Barren vor. Dann begab man sich nach der Schwimmhalle, wo dem Oberpräsidenten mehrere Freischwimmer vorgeführt wurden. Nun wurde die von Baromäerinnen bediente Kleinkinderschule besichtigt, hierauf die Handfertigkeitsschule, in welcher die Schüler Papp- und Schnitzarbeiten anfertigten, dann die Nähschule, die Fortbildungsschule, die Bibliothek, das Damenzimmer, in welchem der Frauenverein der Hütte unter dem Vorsitz der Frau Direktor Hochgesand die Sitzungen abhält, das Siedenhaus, das Direktorhaus und die Volksküche. Auch die Hütte und die Grube wurden kurz besichtigt. Schließlich fuhren die Herren bis zur Höhe der Konfordia- grube, von wo aus man einen schönen Blick auf das ganze große Werk hat. Das Diner wurde beim Generaldirektor Hochgesand eingenommen. — In Glasowka bei Woischnik wurden Eisenerze gefunden, und die beiden Unternehmer Kaufmann Guttman in Beuthen O.-S. und Schwerin in Kreuzburg haben mit den in Betracht kommenden Grundbesitzern Verträge geschlossen zwecks Gewinnung des Erzes.

Auf der Königsgrube wurde im Gerhardflöz eine Seilsförderung mit elektrischem Antriebe eingebaut; dort wird ein Raum für eine neue Wasserhaltungsmaschine ausgeschossen; diese Arbeiten werden durch Bohr- maschinen, die mit komprimierter Luft angetrieben werden, ausgeführt. Der Betrieb auf der Paulusgrube erfährt durch das Erschließen neuer Kohlen- felder eine Erweiterung. Bohrungen auf dem Godullaschacht haben die Feststellung mehrerer abbauwürdiger Kohlenflöze ergeben. — Berginspektor

Stoevesandt von der Berginspektion Zabrze ist nach Dortmund und Berginspektor Dr. Brunzel von Dortmund nach Zabrze versetzt worden. Berginspektor Stutz von dem Steinkohlenbergwerke Sulzbach bei Saarbrücken ist der Bergdirektion Zabrze zur Dienstleistung überwiesen worden.

Für Vervollkommnung der Verkehrsmittel wird unausgesetzt Sorge getragen. Am 1. Dezember wurde an der Strecke Öls—Kreuzburg O.-S. zwischen Noldau und Kreuzburg die Haltestelle Polnisch-Würbitz für den unbeschränkten Personen- und Gepäckverkehr sowie für den Stückgut- und Wagenladungsverkehr eröffnet; ausgenommen sind Gegenstände, zu deren Ver- und Entladung eine Kopframpe erforderlich ist, und Sprengstoffe; die Abfertigung von lebenden Tieren ist auf Kleinvieh in Käfigen beschränkt. Die Realisierung des Bahnbaues Troppau—Bauerwitz rückt immer näher. Im amtlichen Teile der „Troppauer Zeitung“ wurde der zwischen Österreich und Preußen abgeschlossene Staatsvertrag bekannt gegeben, durch den der Anschluß der Bahnlinie Troppau—Landesgrenze bei Bauerwitz an das preußische Eisenbahnnetz geregelt wird. Die erste Voraussetzung für die Verwirklichung des Anschlusses bildet die für den preußischen Staat kostenlose Sicherung des Grundes, der für den auf preußischem Gebiete durchzuführenden Bahnbau erforderlich ist. Dann erst wird die österreichische Regierung bestimmen, ob der Bau der Strecke Troppau—Bauerwitz vom Staate durchgeführt oder an die Stadtgemeinde Troppau konzeSSIONiert werden solle; die preußische Regierung hat eine 5 prozentige Verzinsung des zum Bahnbau erforderlichen Kapitals zugesichert und sich auch zu einer entsprechenden Kostenvergütung für die Mitbenutzung des Anschlußbahnhofes verpflichtet. In Preußen soll mit dem Bau bereits im Jahre 1906 begonnen werden. Deshalb erachtete es der Gemeinderat von Troppau in einer zur Beratung in dieser Sache abgehaltenen Sitzung als wünschenswert und dringend, wenn gleichzeitig auch auf österreichischer Seite begonnen würde. Auf Vorschlag des Bürgermeisters Dr. Rochowenski wurde die Ausarbeitung des Detailprojekts dem Ingenieur Em. Rindel in Wien übertragen, welcher die Kosten des Detailprojekts samt den erforderlichen Plänen und Übernahme der Vertretung des Projekts bei der Begehung und den kommissionellen Verhandlungen mit 1200 Kronen per Kilometer bemißt.

Der Schiffsverkehr war trotz des zufriedenstellenden Wasserstandes ein ziemlich schwacher. Ab Cosel-Oderhafen war die Verfrachtung verschiedener Ladungen noch eine leidlich rege. Der Güterverkehr trug das Gepräge der vorrückenden Jahreszeit und wurde immer schwächer. Ungünstig wirkten auf den Schiffsverkehr die mehrfachen, wenn auch kurzen Frostperioden; denn viele Verfrachter trugen Bedenken, Transporte, die sonst

wasserwärts gegangen wären und auch glatt befördert werden konnten, noch dem Wasserwege anzuvertrauen. Mit dem Bau des dritten Hafenbeckens in Cosel soll bestimmt im kommenden Frühjahr begonnen werden. Die Pläne und Kostenanschläge sind schon fertiggestellt und bereits der Provinzialbehörde zur Begutachtung und Genehmigung eingereicht worden. Der zur Herstellung des dritten Hafenbeckens erforderliche Grund und Boden in Kłodniz ist angekauft worden, ebenso das Gelände, das zum Bau der Doppelschleusen in den kanalisiertem Oderstrom notwendig ist. Damit Kohlen auch bei Hochwasser ungehindert verladen werden können, hat die Eisenbahnverwaltung die Absicht, mehrere Kohlenkippen, die sich dem jeweiligen Wasserstande anpassen, aufzustellen. Die im Bau begriffenen, elektrisch zu betreibenden Riesenkräne werden bis zum Beginn der neuen Verladungsperiode fertiggestellt sein. Bei Herstellung der Geleisanlagen für den dritten Hafenbecken wird die Eisenbahnüberführung der Neisser Strecke, die schon 4 Gleise hat, erweitert werden; zu dem Zwecke wird der Ankauf einiger Häuser in Kłodniz erforderlich werden. — Die Umgestaltung und vielleicht auch Erweiterung des Oderhafens in Oppeln, der ursprünglich als Liegehafen geplant war, ist im Interesse der obererschlesischen Industrie und der Güterbewegung eine zwingende Notwendigkeit geworden und nur noch eine Frage der Zeit. Zur Förderung der wichtigen Angelegenheit traf in Oppeln eine Kommission ein, zu der einige Räte aus dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, der Oderstrombaudirektor Oberbaurat Hamel und mehrere Herren der Oderstrombauverwaltung sowie Mitglieder der Eisenbahndirektion Breslau gehörten, ferner trafen Mitglieder der Eisenbahndirektion Kattowitz ein; Regierungspräsident Holz mit einigen wasserbautechnischen Mitgliedern der Oppelner Regierung, der erste und zweite Bürgermeister von Oppeln mit einigen Stadträten und der bekannte Vorkämpfer für die Anlage eines Umschlaghafens in Sakrau, der Landtagsabgeordnete und Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Vogt, welcher zu diesem Zwecke aus Berlin zurückgekommen war, schlossen sich der Kommission an, ebenso der Vorsteher der Eisenbahnbetriebsinspektion I in Oppeln, Mitglieder der dortigen Oderstrombauverwaltung und Vertreter der Zementindustrie. Die Herren begaben sich nach Königl. Sakrau zur Besichtigung des Hafens, um festzustellen, ob und unter welchen Bedingungen dieser Hafen zu einem Umschlaghafen umzugestalten sei, damit er Fahrzeuge, die genötigt sind in der Nähe von Oppeln zu überwintern, aufnehmen könne.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Volksbildung und der Volksunterhaltung wird in Oberschlesien seit einiger Zeit außerordentlich rührig gearbeitet. An vielen Orten werden volkstümlich-wissenschaftliche Vorträge, Volksunterhaltungsabende, Elternabende u. s. w. veranstaltet, die alle sich

eines regen Zuspruchs erfreuen. In Gleiwitz hat sich zum Zwecke der Volksbildung eine „Freie wissenschaftliche Vereinigung“ gebildet. Den ersten Vortragsabend veranstaltete diese Vereinigung am 13. Dezember im Saale des Hotels „Deutsches Haus“. Der Vorsitzende, Gymnasialdirektor Dr. Smolka, eröffnete den Abend mit einer Ansprache, in der er die Notwendigkeit und den Zweck der Vereinigung und deren Veranstaltungen treffend beleuchtete; diese sollen auf den einzelnen wie auch auf ganze Berufskreise bildend wirken, sie sollen aber auch stärken in dem Kampfe, den das herausgeforderte Deutschtum zu bestehen hat. Dann hielt Professor Dr. von Rumberg-Breslau einen höchst lehrreichen und mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Thema „Wissenschaft und Landwirtschaft“. — Auch in Königshütte werden volkstümlich-wissenschaftliche Vorträge gehalten. Zu dem Zwecke hat sich ein Komitee gebildet, das aus folgenden Herren besteht: Berger, Braunes, Buntzel, Fischer, Dr. Fröhlich, Dr. Goldschmidt, Dr. Hartmann, Kollmann, Kober, Lukaszyc, Mannchen, Dr. Niepel, Dr. Patrzyk, Prohasel, Rittner, Schwarze, Schwierzina, Staudinger, Stolle, Sugg, Tylla und Zawada. Für die Vorträge sind mehrere Professoren der Universität Breslau gewonnen worden. Am 19. Dezember sprach Professor Dr. Siebs über den „Wortschatz der deutschen Sprache“. Im ganzen sind acht Vorträge, welche die verschiedensten Gebiete behandeln, in Aussicht genommen. — In Bismarckhütte fand am 8. Dezember unter Leitung des Hauptlehrers Petermann ein schöner Volksunterhaltungsabend statt, an dem es galt, einen der besten unserer deutschen Söhne, den jugendlichen Dichter und Freiheitskämpfer, voll glühender Begeisterung fürs Vaterland, Theodor Körner, in gesprochenem und gesungenem Wort und in Bild zu feiern. Der Abend war nur den Körnerschen Schöpfungen geweiht. Die Idee war glücklich, zwar in der Durchführung nicht leicht, aber diese gelang vorzüglich und war von ergreifender Wirkung.

Die evangelische Kirchengemeinde in Falkenberg beging am 4. Dezember in festlicher Weise das 150 jährige Jubiläum ihres Gotteshauses. Die Festpredigt hielt Superintendent Richter aus Meisse. Am demselben Tage fand die Einweihung des evangelischen Vereinshauses statt, das in dem ehemals Fipferschen, von der Gemeinde käuflich erworbenen Hause eingerichtet ist. Zur Feier des Tages fand abends im Schützenhaussaale ein zahlreich besuchter Familienabend statt, an dem Landrat von Sydow die Geschichte der evangelischen Kirche in Falkenberg entrollte.

In kommunaler Beziehung bietet zunächst der Verwaltungsbericht der Stadt Beuthen O.-S. für 1903 ein recht erfreuliches Bild, aus dem hier folgendes hervorgehoben sei: Die Liste der stimmbfähigen Bürger wies in der 1. Abteilung 23 Personen mit rund 478 000 Mark

Steuern nach, in der 2. Abteilung 621 Personen mit rund 475 000 Mark und in der 3. Abteilung 7596 Personen mit 222 000 Mark, zusammen 8240 Personen mit 1 175 000 Mark. Der Magistrat erledigte 1745 Vorlagen in 30 Sitzungen, die Stadtverordneten-Versammlung 257 Vorlagen in 19 Sitzungen. Der Bücherabschluß der städtischen Kasse ergab einen Umsatz von fast 32 Millionen Mark; für Kommunalbauten wurden im ganzen 207 322 Mark verausgabt. Dann geht der Bericht auf den Bergwerksbesitz ein, und zwar auf die Friedrich Wilhelm-, Bleierz- und Zinkerzgrube. Von dem städtischen Gelände, welches den neuen Stadtteil Paniowerfeld bildet, wurden sieben Bauplätze verkauft, die annähernd 100 000 Mark einbrachten. Außerdem wurden noch an die Oberschlesische Kleinbahnen- und Elektrizitätswerke Kattowitz und an den Kanalisationsverband Beuthen-Rosßberg Grundstücke abgetreten. Der Substanzgelderfonds betrug 4 623 000 Mark. Über das Schulwesen in Beuthen sagt der Bericht: An vier städtischen katholischen Volksschulen, einer evangelischen und einer jüdischen und je einer Schule in Dombrowa, Eintrachtshütte, Friedenshütte, Schwarzwaldkolonie wurden 4578 Knaben und 4338 Mädchen in 59 Knaben- und 60 Mädchen- und 26 gemischten Klassen durch 114 Lehrer und 31 Lehrerinnen unterrichtet. Auf eine Klasse entfielen durchschnittlich 61 Schüler. Der Handfertigkeitsunterricht und die Jugendspiele wurden sorgfältig gepflegt. Die gesamten Aufwendungen für Unterhaltung der Volksschulen beliefen sich auf rund 402 000 Mark, das ist pro Schüler und Jahr 45 Mark. Das Fortbildungsschulwesen wurde kräftig gefördert. Die Lehrerbibliothek umfaßt 127 Bände, die Schülerbibliothek 161 Bände. Auf Anregung des Stadtältesten Schweitzer hielt der Gewerbeverein im Winterhalbjahr 1903/04 wiederum einen Fortbildungskursus für Mädchen und Frauen ab; die städtische Verwaltung förderte dieses gemeinnützige Bestreben durch Gewährung einer Beihilfe und Überlassung von zwei Unterrichtsräumen. Das Königl. Gymnasium zählte 564 Schüler, die in 18 Klassen von 33 Lehrkräften unterwiesen wurden. An der städtischen katholischen Realschule wurde die Obersekunda eröffnet, nachdem der Ausbau der Anstalt zu einer Oberrealschule genehmigt worden war. Die Schule hatte 10 Klassen mit 13 voll- und 5 im Nebenamt beschäftigten Lehrern und 355 Schülern. Das Vereinswaisenhaus Kaiser Wilhelmstift, welches am 1. April 1877 gegründet worden ist, hat während des Berichtsjahres 62 Zöglinge (42 Knaben und 20 Mädchen); die Zahl der Fürsorgezöglinge betrug 26. Die hygienische Station hat sich gut entwickelt und Fortschritte gemacht. Der Gesundheitszustand war ein befriedigender. Für die Pflege der Kranken ist durch das städtische Krankenhaus und das Knappschaftslazarett, für die Siechenpflege durch das Hospital zum heiligen Geist und das Robertusstift

gefordert. Die Wasserversorgung der Stadt läßt nichts zu wünschen übrig. Die Promenaden- und sonstigen Anlagen sind in guter Verfassung. Die in der Stadt zum Verkauf kommenden Nahrungsmittel werden in Bezug auf ihre Qualität streng kontrolliert.

In Kattowitz kam die Frage der Verstaatlichung des Gymnasiums zur Entscheidung. Darnach übergibt die Stadt das gegenwärtig zu Schulzwecken des Gymnasiums dienende Grundstück einschließlich des Spielplatzes nebst Inventar an den Fiskus und leistet vom Tage der Übergabe einen jährlichen Zuschuß von 30000 Mark. Der Staat übernimmt die Anstalt mit allen gegenwärtigen und zukünftigen Verpflichtungen, wobei die jetzt schon fällig gewordenen Pensionen ausgenommen sind, die der Stadt zur Last bleiben.

In der Frage der Zusammengemeindung von Zaborze ist nun ein endgültiger Beschluß gefaßt worden, der im wesentlichen dahin lautet: 1. Die Gemeindevertretung ist damit einverstanden, daß vom 1. April 1905 ab der Gutsbezirk Zaborze mit dem Gemeindebezirk vereinigt wird und daß von dieser neuen Gemeinde ein an der Zabrzer-Kunzendorferstraße gelegener Streifen mit der neuen Gemeinde Zabrze verbunden werde, wofür der Königliche Bergfiskus der Gemeinde durch 50 Jahre eine jährliche Rente von 22500 Mark zahlt, von welcher die auf den im jetzigen Gutsbezirk belegenen bergfiskalischen Besitz entfallenden Gemeindesteuern abgezogen werden. Außerdem soll eine Zuschlagsrente gewährt werden, welche zinsbar angelegt, nach 50 Jahren ein Kapital ergibt, dessen Zinsen alsdann verwendet werden können. Mit der Vereinbarung des Gemeinde- und Gutsbezirk Zaborze fällt der katholische Schulverband weg; der konfessionelle Charakter der Schulen wird dadurch nicht berührt. 2. Die Gemeindevertretung ist damit einverstanden, daß der bergfiskalische Schulverband aufgelöst wird. Die Gemeinde übernimmt die bergfiskalischen Schulhäuser und Schullasten in den Kolonien A und B, wofür der Königliche Bergfiskus das erste Jahr 42000 Mark und für die Folgezeit eine Summe zahlt, welche nach der Anzahl der die Schulen besuchenden Kinder bergfiskalischer Arbeiter und Beamten und einem näher angegebenen Einheitsätze zu berechnen ist, die Summe von 42000 Mark jedoch nicht überschreiten darf. 3. Die Gemeinde Zaborze erklärt sich durch die ihr zu zahlenden Renten bzw. Abfindungskapital bezüglich aller Ansprüche für abgefunden und verzichtet auf die Geltendmachung solcher Ansprüche im Auseinandersetzungsverfahren gegenüber dem Bergfiskus und den Gemeinden Klein-, Alt-Zabrze, Dorotheendorf und den Gutsherrn von Zabrze. 4. Die Gemeindevertretung willigt in die Umgemeindung der in der Gemeindekolonie C belegenen Grundstücke. 5. Die Gemeinde spricht die Erwartung

aus, daß ihr bei Besetzung der Lehrerstellen an den hiesigen Volksschulen ein Vorschlagsrecht von der Königlichen Regierung eingeräumt wird, dessen Modalität näherer Bestimmung vorbehalten bleiben und daß die Gemeinde bei der Bildung des Schulvorstandes, dem ungefähr dieselbe Verfassung wie der Stadtschuldeputation zu geben wäre, ein Mitbestimmungsrecht zuerkannt wird; der Vorsitzende des Schulvorstandes soll der jeweilige Gemeindevorstand sein. — Gleichzeitig wurde in die Verbindung der Gemeinden Zaborze, Klein-, Alt-Zaborze, Dorotheendorf und der Gutsbezirke Zaborze und Zaborze zu einem einheitlichen Amtsbezirke vom 1. April 1905 ab gewilligt. Doch soll die Verbindung der beiden neuen Gemeinden Zaborze-Zaborze zu einem Amtsbezirk nur eine vorläufige sein, weil die Errichtung einer königlichen Polizeiverwaltung in Aussicht genommen ist. Übrigens konnte Klein-Zaborze auf sein 100jähriges Jubiläum zurückblicken; Gemeindevorsteher Bessert teilte den Gemeindevetretern mit, daß Klein-Zaborze im September 1804 gebildet worden und damals sogar mit „S“ und nicht mit „Z“ geschrieben worden sei. Auch die Gemeinde Zawada im Kreise Pless beging die Zentenarfeier. Nach einer Einzeichnung im Schulzenstabe wurde die Gemeinde 1804 gegründet. Am 27. Dezember fand zur Feier des 100jährigen Bestehens ein Fest- und Dankgottesdienst statt, wobei Pfarrer Hande eine auf das Jubiläum bezügliche Predigt hielt. Der Gemeindevorstand und die Gemeindevetretung ging in corpore unter der Führung des Gemeindevorstehers Czichy, der den ehrwürdigen bekränzten Schulzenstab trug, nach der Kirche.

Ein Segen für Oberschlesien ist die Lungenheilstätte in Loslau. Sie hat in diesem Jahre ihren 6. Geburtstag gefeiert und ist durch einen Bau erheblich erweitert worden. Von 87 Betten ist die Belegung nach und nach auf 115 gestiegen; diese sind stets belegt. Im Jahre 1901 wurde die Schwesterpflege, d. h. die Ausbildung eigener Heilstätten-schwester eingerichtet, die sich ausgezeichnet bewährt. Für äußerliche Tuberkulose ist eine besondere Station vorgesehen; geplant ist die Einrichtung einer besonderen Kinderstation. Bisher sind rund 1500 Lungenkranke durch die Heilstätte gegangen, daran konnte der größte Teil geheilt oder erheblich gebessert werden; die Kurerfolge sind also günstige.

Unter den Auszeichnungen, welche gelegentlich der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers zu den Jagden in Oberschlesien verliehen wurden, haben wir bereits in der vorigen Umschau einige genannt. Heute sei hier eine Zusammenstellung aller dieser Auszeichnungen gebracht. Es haben erhalten: den Roten Adlerorden 4. Klasse: „Dos, Bergwerksdirektor in Schwientochlowitz, Glazek, Regierungsrat a. D. in Berlin und Generalbevollmächtigter des Grafen Händel Fürsten von Donnersmark, Kotitschke,

Rechtsanwalt in Neudeck, Scheller, Oberberg- und Hüttendirektor in Hohenlohehütte; den Königlichen Kronenorden 1. Klasse: Graf von Tschirsky-Renard, Majoratsbesitzer in Groß-Strehlit; den Königlichen Kronenorden 2. Klasse: Graf von Tiele-Windler, Fideikommißbesitzer, Landrat a. D. und Landesältester in Moschen; den Königlichen Kronenorden 4. Klasse: Werner, Gräflich von Tiele-Windler'scher Haushaltungs- und Privatsekretär in Moschen, Kreis Neustadt O.-S., faude, fürstlich von Donnersmark'scher Oberförster in Ostrosniza, Kreis Tarnowitz, Jantsoß, fürstlich von Donnersmark'scher Hauptbuchhalter in Neudeck, Kreis Tarnowitz, Brodersen, fürstlich von Hohenlohe-Wehringen'scher Oberförster in Sausenberg, Kreis Rosenberg O.-S., Scholz, fürstlich von Hohenlohe-Wehringen'scher Hofkanzleinspektor in Slawentzitz, Kreis Cosel; das Kreuz des Allgemeinen Ehrenzeichens: Thiemann, Brenneireiwerwalter in Groß-Strehlit, fest, Wirtschaftsinpektor in Olshowa, Kreis Groß-Strehlit, Gerlach, fürstlich von Donnersmark'scher Wildmeister in Neudeck, Kreis Tarnowitz; das Allgemeine Ehrenzeichen: Hugo Roth, fürstlich von Donnersmark'scher Revierförster in Ludwigsthal, Kreis Lublinitz, Karl Strulik, fürstlich von Donnersmark'scher Revierförster in Dyrden, Kreis Lublinitz, Peter Schweda, fürstlich von Hohenlohe-Wehringen'scher Revierförster in Sausenberg, Kreis Rosenberg O.-S., Karl Lorenz, fürstlich von Hohenlohe-Wehringen'scher Diener in Slawentzitz, Kreis Cosel, Seltmann, fürstlich von Hohenlohe-Wehringen'scher Kanzleidienner in Slawentzitz, Kreis Cosel. Der Charakter als Baurat wurde dem Wasserbauinspektor Zimmermann in Ratibor verliehen und der Charakter als Rechnungsrat dem Eisenbahnsekretär Brümmer, dem Eisenbahnbetriebsingenieur Nag und dem technischen Eisenbahnsekretär Landmesser Schulz, sämtlich in Kattowitz. Regierungsassessor Dr. Bergenthal vom Landratsamte Gleiwitz ist an die Regierung nach Oppeln versetzt. Die Gerichtsassessoren Dr. Menzel in Gleiwitz und Dr. Rosenberg aus Trier wurden zu Staatsanwälten in Gleiwitz ernannt. Oberzollinspektor Steuerrat von Kathen, der Leiter des Hauptsteueramts Neustadt O.-S., ist nach Frankfurt versetzt. Das 25 jährige Bergmannsjubiläum feierte Bergverwalter Schliwa-Lythhandragnrube; er hat ununterbrochen 25 Jahre der Herrschaft Schaffgotsch gedient; Generaldirektor Justizrat Dr. Stephan-Beuthen überreichte dem Jubilar die Glückwünsche und ein ansehnliches Geldgeschenk des Grafen Schaffgotsch. Im Namen der Mitbeamten gratulierte Bergwerksdirektor Hübner und überreichte Ehrengeschenke. Das 50 jährige Dienstjubiläum beging Gendarmerieoberwachtmeister Scheife in Gleiwitz.

Chronik.

1. **Dezember 1904.** Eröffnung der Eisenbahnhaltestelle Polnisch-Würbitz auf der Strecke
Öls—Kreuzburg O.-S.
2. **Dezember.** Eröffnungsfeier der neuen Haushaltungsschule auf der Donnersmarckhütte
in Gegenwart des Oberpräsidenten Grafen von Hedlitz-Trützschler und des Regierungs-
präsidenten Holz.
4. **Dezember.** Die evangelische Gemeinde Falkenberg feiert das 150jährige Jubiläum
ihrer Kirche. Gleichzeitig wird das evangelische Vereinshaus eingeweiht.
27. **Dezember.** Die Gemeinde Jawada im Kreise Pleß begeht ihre Zentenarfeier.
-

